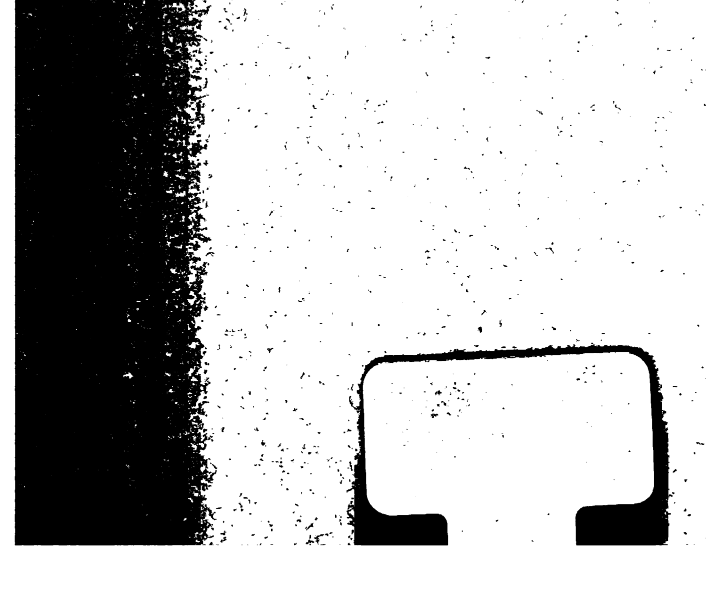
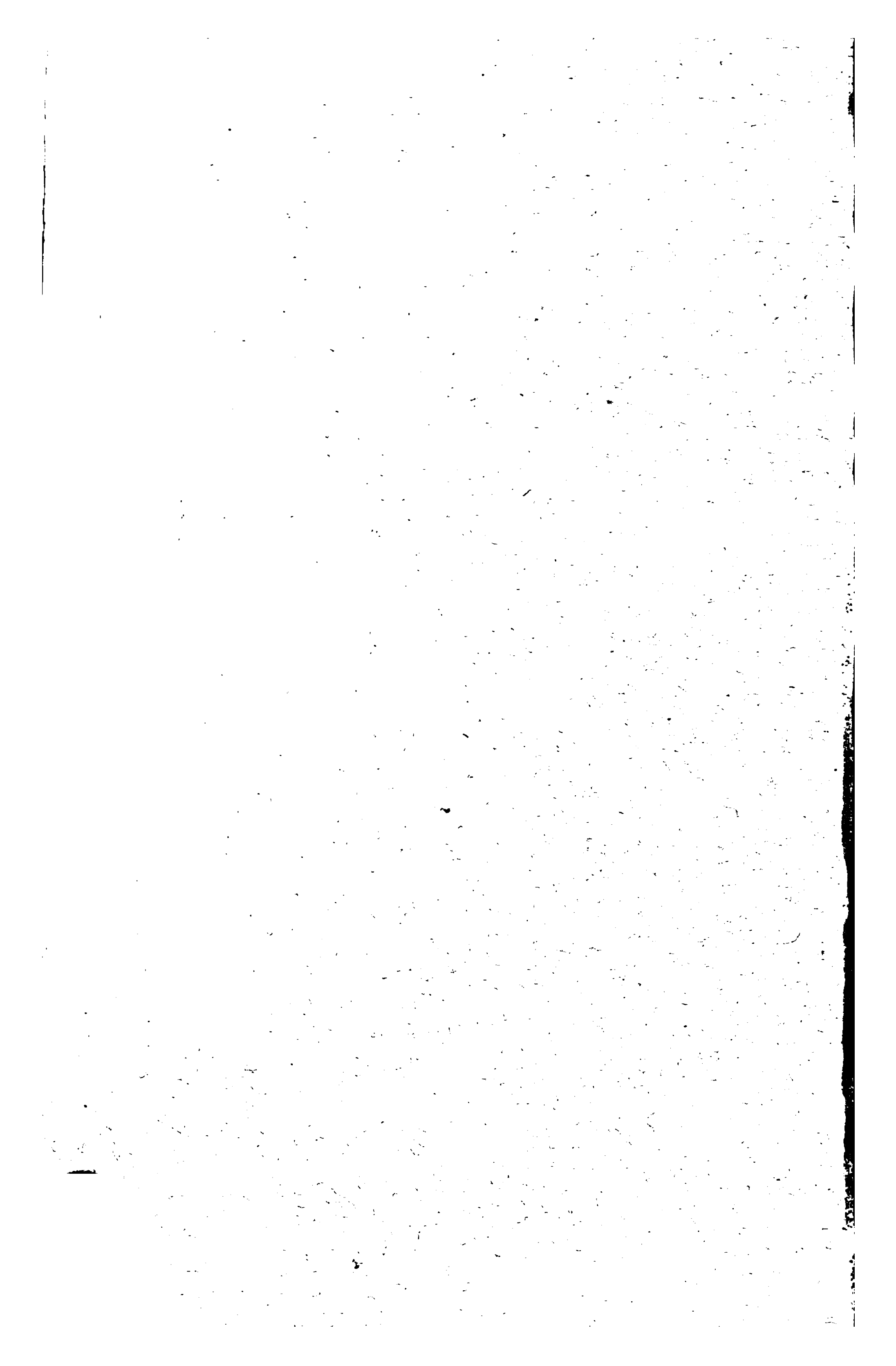




Das

Gütergleichgewicht.

Von

Wilhelm Obermüller.



Das Gütergleichgewicht.



Eine Lösung der Frage:

Wie ist dem Elende der arbeitenden Volksklassen abzuhelfen?

Zugleich als Antwort auf die von der Société de l'Athénée des arts in Paris aufgegebene Preisfrage, wie der Zustand der arbeitenden Klassen zu verbessern sei; sowie auf die von Louis Say aufgegebene, ob die Bevölkerung zu stark oder zu schwach sei;
als Vergleichung der von Malthus, Sismondi, Mohl und Andern aufgestellten Grundsätze über die hier abgehandelte Frage;
als Würdigung der Systeme Babeuf's, Owen's und Fouriers; und
als Erwiederung auf die von Jollivet und Francais Cornelles gegen progressive Steuern vorgebrachten Einwürfe.

Von

Wilhelm Obermüller.

Constanz in der C. Glükherschen Buchhandlung.

1840.

Mehr Lebensmittel, gleichmäßigere Vertheilung, nicht zu viel Kostgänger.

Gedruckt bei U. Weiler, in Belle-Vue, bei Constanz.

Vorwort.

Die Entscheidung der Frage: „Wie ist dem Elende der arbeitenden Klassen abzuhelfen" ist die Aufgabe unserer Generation. Von Tag zu Tag wird die Stellung der feindseligen Interessen drohender, ihre Bewegung heftiger, ihr Zusammentreffen blutiger. Nur ein ernstes Aufbieten aller Kräfte des Geistes mag dazu führen, den furchtbar verschlungenen Knoten seiner Lösung näher zu bringen. Von mancher Seite sind Beiträge geliefert worden, eben so viele, und verschiedenartigere keimen im Schooße desjenigen Theiles der Bevölkerung, welcher ungeübt in der Führung der Feder, nur zu leicht die Abhülfe seiner Beschwerden im Schwerte sucht. Eine kurze Zusammenstellung der mannichfachen Ideen möge uns in den Stand setzen, ein Urtheil über deren Vorzüge und Nachtheile zu fällen, und uns den Boden ebnen, worauf wir aus den als tadellos erkannten Elementen ein Gebäude aufzuführen wünschen, das unserer festen Ueberzeugung nach die Forderungen der Gedrückten befriedigt, ohne das Bestehende vom Kopf auf die Füße zu drehen. Eine vorurtheilsfreie Kritik mag über die Richtigkeit unserer Ansichten entscheiden.

Mit wohlklingenden Worten, stolz umhertrabenden Phrasen Dutzende von Seiten zu füllen, ist nicht unsere Leidenschaft; eben so wenig Salonsgeplauder, um die Langweile zu tödten, oder Deklamationen, welche die Eitelkeit kitzeln, die Leidenschaften anregen, aber ohne zu befruchten, als leerer Dunst vorüberziehen. — Ausgeschlossen bleibe ferner die Tages-Politik — das ewige Wiederkäuen längst anerkannter und abgedroschener Sätze, wodurch sich die hohlen Köpfe mit leichter Mühe eine Popularität erwerben, die aber eben so bald verfliegt, als sie der Zufall zum Handeln beruft, und die Leerheit selbstständiger Ansichten in ihnen darthut.

Platonische Träumereien, übervernünftige Spekulationen, das Versteigen in die blauen Regionen einer abgespannten Phantasie führen wohl zu amüsanten Theorien, aber nie zu lebenskräftigen, für die Anwendung im Großen tauglichen Einrichtungen.

Die Menschen sind und bleiben wie sie sind, nicht wie sie nach dem Systeme dieses oder jenes Philosophen sein sollten. Die Natur ist Herrscherin, ihren Geboten trotzen zu wollen, ist so albern als nutzlos; die Theorien müssen sich nach den Menschen richten, nicht diese nach Jenen.

Wohlausgesponnene Rechtsdeductionen nach Art der deutschen Professoren, feierlich eingeprädigten Pflichtenkatechismen sind wohl von großem Gewicht für denjenigen, der schon zum Voraus glaubt, aber nie haben sie den bekehrt, der sein nächstes Interesse dadurch gefährdet hielt. Wer im Besitz von Vorrechten ist, gibt sie nur dann freiwillig auf, wenn größere Vortheile in der Zukunft für die jetzige Entsagung reichlichen Ersatz versprechen.

Nachdem das arme Volk schon seit Jahrtausenden durch stroherne Schulweisheit und eigennützige Gleisnerei, durch phantastische Luftgebilde und widersinnige Rechtssätze, und um das Maaß seines Elendes zu füllen, auch noch durch die fanatische Wuth blinder Führer, in allen Lagen des Lebens, um seine Hoffnungen betrogen worden, wäre es wahrhaftig einmal Zeit, der jammervollen Sucht nach Glaubensystemen und fixen Ideen sich zu entledigen, und den zwar langsamen aber sichern Weg naturgetreuer Beobachtung und Zergliederung der Thatsachen vielseitiger unter allen Verhältnissen angestellter Vergleichung und kaltblütiger vorurtheilsfreier Entscheidung einzuschlagen; es ist dieß das einzige Mittel, um zu klarer Einsicht im Staats- und Volksleben zu gelangen — der langwierige mit Schweiß und Blut betriefte Weg der Erfahrung.

Die Geschichte, die Völkerkunde, Staatswirthschaft und Seelenlehre liefern — wie in einer chemischen Werkstätte — dem Verstande die Thatsachen, die er zerlegt, indem er das ungleichartige ausscheidet, das gleichartige verbindet, um Einrichtungen aufzustellen, vermittelst deren es gelingen

mag, das vielrädrige Getrieb der Interessen und Leidenschaften nach dem Ziel des Gemeinwohles zu leiten.

Wohl gibt es viele, die behaupten, gegen das Elend gäbe es keine Abhülfe. „Anders werde es wohl, aber nie besser!" Ihre vom Eigennutz angeregte, durch schiefe Weltansichten unterstützte Meinung wird durch einen hellen Blick auf Geschichte und jetzigen Gang des menschlichen Geistes Lügen gestraft.

Im Alterthume hemmte die Sclaverei jeden Fortschritt, im Mittelalter das Feudalwesen, der finstere Glaube, und das alberne Kleben am hergebrachten steifen Rechte. Die Kämpfe der Reformationen nehmen sodann alle Kräfte des Geistes in Anspruch; erst die Stürme der Revolution haben den Boden befruchtet, auf dem die Saat einer bessern Zukunft reifen wird.

Nicht auf Menschen haben wir unser Vertrauen gesetzt, sondern auf die unwiderstehliche Macht der Natur. Jene irren, täuschen sowohl sich als Andere, und nur der allmächtige Wille des Schicksals führt — aller menschlichen Berechnung zum Trotz — die Völker an das Ziel ihrer Bestimmung.

Wer sich auf Menschen verläßt, der ist verlassen! nur die Gesetze der Natur bleiben sich ewig gleich! Das Evangelium, welches durch die Geschichte von Jahrtausenden dem Menschenfreunde ins Ohr gedonnert wird, verkündet als erstes Gebot: „Strebt nach Einrichtungen, welche der Dummheit oder Erbärmlichkeit jedes Einzelnen zum Trotz dennoch zum Wohle Aller führen." —

Dies ist die hochherzige Lehre uneigennütziger Vaterlandsliebe, das höchste Ziel menschlicher Weisheit.

Wer erst damit beginnen will, die Menschen zu Halbengeln umzuschaffen, bevor er an das Reformwerk Hand gelegt, ist ein gutmüthiger Thor. Seit Erschaffung der Welt predigt man aller Orten Recht, und Tugend, aber nie gelangte man dazu, der ewig regen, rastlos um sich greifenden Selbstsucht Schranken zu setzen. — Den Egoismus zu beendigen ist nichts stark

genug, als wieder der Egoismus. Gleichheit der Kräfte von beiden Seiten führt allein zur Gleichheit der Rechte.

Mühe man sich ab, so sehr man will, Moralgesetze zu proklamiren, die Pflichten jedes Einzelnen Punkt für Punkt zu bestimmen, — Danaidenarbeit! Nur wo der Mensch die Macht dazu hat, ist er seiner Rechte gewiß, nur wo Keiner allgewaltig ist, herrscht allgemeine Sicherheit. Im Staatsleben sowohl als im privatrechtlichen Zustande der Bürger handelt es sich um Garantien für Freiheit und Wohlstand, nicht um Deductionen, denn Jeder glaubt davon doch nur so viel, als in seinem Interesse ist. Diese letzten aufzufinden, ihnen einen naturgemäßen Gang anzuweisen, die identischen zu vereinen, die feindlich gestimmten mit gleicher Kraft einander gegenüber zu stellen, zur Schlichtung jedes Streites eine *dritte unparteiische Macht* in Bereitschaft zu halten: — das ist der Weg zur Freiheit, zur Sicherheit, zum Gemeinwohle.

Möchte es uns gelingen, die Zweifler zu überzeugen, daß ein Zustand allgemeinen Wohlseins, gar wohl zu realisiren sei, und zwar ohne Gefahr für Freiheit und Sicherheit der Person und des Eigenthums, ohne eine Umkehrung des Bestehenden vom Kopf bis auf die Füße, ohne überhaupt irgend einen der Nachtheile herbeizuführen, welche die halben Maßregeln der heutigen Gesetzgeberei stets im Gefolge haben.

Möchten wir etwas dazu beitragen, daß diejenigen, welche trotz der besten Absichten aus Einseitigkeit unter sich in stetem Kampf liegen, sich vereinigten, daß die blinden Eiferer, welche durch Uebertreibungen die Lauen und Schüchternen vom Wege des Fortschrittes zurückschrecken und den Feinden des Gemeinwohles willkommene Waffen in die Hände liefern, zur Besonnenheit zurückkehrten, und statt wie Dädalus im tollen Streben nach den Wolken sich die Flügel zu verbrennen, festen Schrittes auf guter deutscher Erde dem Ziele entgegen gingen, das freier Sinn und feueriges Gemüth ihnen als Aufgabe des Lebens gesteckt hat.

Erster Theil.

Erster Theil

Erster Theil.

Vorschläge Anderer.

Ursachen des Elendes.

Die Aufgabe ist, ein Mittel anzugeben, wodurch dem Elende der arbeitenden Volksklassen gesteuert würde.

Wir müssen deßhalb erst ein Wort über die Ursachen dieses Elends im allgemeinen vorausschicken. Sie sind wohl dreierlei:

1) Unvorsichtigkeit, Verschwendung, Ungeschicklichkeit, Dummheit, Trägheit, Unglück, u. s. w. der Arbeiter selbst.

2) Uebermaß der Bevölkerung in Bezug auf den ihr nach den bestehenden Einrichtungen zufallenden Antheil an Unterhaltungsmitteln.

3) Uebermacht, Eigennutz, Schwelgerei, Prunksucht der Reichen, der Capitalisten, nebst den hierauf berechneten Staats-Einrichtungen, Steuern und Besoldungen der Beamten.

Dieß sind die drei Grundübel, die sich unter allen Formen und Gestalten vermengen, an allen Ecken und Enden auftauchen, und gegen die von Beginn der Welt an durch die Armen und Unterdrückten der Kampf geführt wurde.

Alle drei müssen gehoben werden, und zwar zugleich, sonst ist jede Mühe vergeblich. Darin eben liegt der Fehler aller Systeme, die bis jetzt an der Tagesordnung waren, daß sie nur immer das eine oder das andere im Auge hatten, Hülfe blos hiegegen suchten, während von ihnen unbemerkt das Elend auf der andern Seite nur um so weiter um sich griff.

Es ist hier der Ort nicht, ausführlich alle Meinungen Anderer darzustellen, blos kurz will ich das Ungenügende ihrer Hülfe gegen einen so gewaltigen Feind, wie das allgemeine Elend ist, zeigen.

Die gewöhnlichen Vorschläge dagegen:

Gegen Verderbtheit, Trägheit, Dummheit und Unglück der Armen selbst, hat man Volks-Unterricht, religiöse Erziehung, Wohlthätigkeits-Anstalten und Sparkassen und dergleichen, in Anwendung gesetzt.

Vortreffliche Mittel, von denen wir im Verlauf dieser Abhandlung noch oft zu reden haben werden; aber einzeln sind sie nicht im Stand, das Uebel auszurotten, verschlimmern es sogar. Wenn ich lesen und schreiben kann, so habe ich damit noch nichts zu essen; Bildung ist ein Mittel, sich Unterhalt zu verschaffen, vorausgesetzt, daß sich Jemand findet, der meine Dienste braucht und bezahlt, sie ist aber eben so gut ein Mittel, auf unerlaubte Art zu Verdienst zu kommen; keine Sträflinge sind schwerer zu bessern, als die, welche eine gewisse Bildung haben, das lehrt die Erfahrung aller Zeiten.

Wenn ich bittere Noth leide, und den Hungertod meiner Kinder vor Augen sehe, so wird die Versuchung groß zu rechtwidrigem Erwerb. Noth kennt kein Gebot! Was hilft hier viel predigen? zumal wo allgemeine Verderbniß und schlechtes Beispiel der Angesehensten im großen Strome mit fortreißen. Seit Jahrtausenden donnern die Geistlichen von der Canzel, was hats genützt? Sie haben die Hungrigen nicht gesättigt, wohl aber die Achtung vor ihrem Wort und ihrer Lehre durch das vergebliche ewig wiederholte Moralisiren in Langeweile und Ueberdruß verwandelt. Leider ist es so, ohne Schuld der Geistlichen und ihrer Lehre, ohne Schuld derer, die immer auf ihr Wort hören; die Verkehrtheit der Einrichtungen hats dahin gebracht, das erste wird weichen mit den letztern, aber nicht eher. Wohlthätigkeitsanstalten, so weit sie auf Alte und Kranke sich erstrecken, sind nicht dem mindesten Tadel ausgesetzt, das sei ferne! Aber Allmosengeben und Errichtung von Findelhäusern verzehnfachen das Uebel. Je mehr Allmosen, desto mehr Bettler; eine alte Erfahrung; aber eben so traurig ists, je mehr Findelhäuser, desto mehr Findelkinder.

Man will dem Staate oder der Gemeinde die Pflicht auflegen, dafür zu sorgen, daß der Arbeiter immer Arbeit, mithin Verdienst habe.

Wenn aber nun keine Arbeit da ist? soll man denn immer fort bauen und einreissen und wiederbauen? Und wer bezahlt diese Bauten, die durch den Staat ausgeführt, allen Betrügereien Thür und Thor öffnend, nochmal soviel kosten, als

durch die Privatleute? Dies führte zu denselben Folgen, wie das Almosengeben, die Zahl der Arbeiter würde so groß, daß keine Macht der Erde ihnen mehr Verdienst geben könnte. Allerdings ist es an seinem Platz, die ohnehin nöthigen öffentlichen Arbeiten so einzutheilen, daß in gewissen brodlosen Zeiten die Arbeiter ihren Unterhalt verdienen, aber eine für alle Zeiten und Umstände verbindliche Regel daraus machen zu wollen, ist durchaus verfehlt.

Sparkassen sind eine herrliche Erfindung der neuern Zeit; nur Schade, daß die Armen so wenig hineinzulegen haben! Dies ist eben der Haken; wäre es möglich, daß die Arbeiter etwas mehr verdienen könnten, als die bittere Noth erfordert, so wäre ihnen geholfen. Unter den jetzigen Umständen, wo die Central-Regierungen in der Regel allmächtig sind, ist es damit überhaupt noch eine sehr mißliche Sache; denn wer steht mir dafür, daß in augenblicklicher Geldverlegenheit, und Gott weiß, wie oft nicht die Regierungen in solche kommen, diese nicht ein Anleihen bei der Sparkasse machen, mit dem Versprechen, dieses gemeinschaftlich mit ihren übrigen Staatsschulden heim zu bezahlen?

Nochmal — alle diese vorgeschlagenen Mittel sind herrlich, vortrefflich im Verein mit denen, wovon weiter unten die Rede sein wird, einzeln aber ist ihre Anwendung erfolglos.

Uebervölkerung.

Louis Say's Vorschläge.

Gegen die immer drohender heraufsteigende Schreckgestalt der Uebervölkerung haben in neuester Zeit die besten Schriftsteller ihr Heil versucht; aber leider nur mit dem geringsten Erfolg; alle ihre Anstrengungen hatten bloß den Nutzen, überzeugend darzuthun, daß Uebervölkerung kein eingebildetes Uebel sei. Es gibt zwar Leute, die wie der Strauß, den Kopf unter dem Flügel verbergend, meinen, der Feind sei nicht da, weil sie ihn sehen; das Elend aber, das uns rings umgibt, und der geringe Erfolg aller Verbesserungen, die man von Zeit zu Zeit eingeführt hat, nöthigen zu der Ueberzeugung, daß außer den großentheils verkehrten Staatseinrichtungen noch ein anderer Feind im Hintergrunde lauere, der im Kampfe gegen die offenbaren Mängel unseres socialen Zustandes von den Meisten jetzt übersehen, seiner Zeit noch gewaltige Sorgen machen wird. So sagt z. B. Louis Say, Bruder des berühmten Nationalökonomen, die jetzige Uebervölkerung sei blos relativ, und werde leicht gehoben, sobald man die großen Grundgüter mehr vertheilte,

und Maßregeln gegen die Verschwendung ergriffe, so daß statt Haber für Luxus-Pferde man nun Korn baue, und die nun überflüssigen Reitknechte und Parkaufseher in die Fabriken gingen; sodann werde die Zahl der Güter sowohl als der Arbeiter größer, mithin mehr producirt, und so hätten die Armen mehr zu essen.

Alles dieses ist richtig, bis auf den letzten Satz. Man erlaube mir eine kurze Ausschweifung. Unter den jetzigen Verhältnissen mag man produciren, so viel man will, den Nutzen ziehen nur immer die Reichen, die Kapitalisten, sie haben das Geld und die Macht: kaufen auf, was sie wollen, und den Arbeitern bleibt in jedem Falle immer nur so viel, daß sie nicht gerade verhungern; die Armen stehen einzeln da, haben keine Hülfsmittel, keinen Kredit, um unglücklichen Zufällen zu trotzen, ihre Zahl — mithin die Concurrenz ist zu groß, als daß sie immer Arbeit finden könnten.

Güter selbst zu kaufen, haben sie kein Kapital, sie sind also immer dem guten Willen der Reichen überlassen; und traurig genug ist's, daß es nicht wegdisputirt werden kann, daß eher ein Kameel durch ein Nadelöhr geht, als daß ein Kapitalist seinen Nebenmenschen anders betrachtet, als wie er den größtmöglichsten Vortheil aus ihm zieht. — Um aber gerecht zu sein, will ich beifügen, daß es Jeder so macht. Jeder sorgt für seinen Vortheil, so gut er kann, und daß dieß dem Armen nicht so wie dem Andern gelingt, ist Fehler der socialen Einrichtungen, die übermäßigen Reichthum neben der drückendsten Armuth begünstigen, nicht aber der menschlichen Natur. Man sieht leider die Dinge nur von der Seite an, wie sie in unsern Vortheil passen, so z. B. auch Say, der Zuckerraffineur ist. Nach seinem Vorschlag würden die Grundgüter mehr getheilt, mehr Lebensmittel producirt — gut — nun aber würde sich die Menschenzahl um so mehr vergrößern, mithin auch die Zahl der Arbeiter, die Verdienst suchen, dazu noch die Bedienten und Stallknechte, die er in die Fabriken schickt; je größer aber die Concurrenz, desto geringer der Taglohn, den der Herr seinen Arbeitern gibt, denn wozu soll er dem Einen mehr geben, wenn er hundert Andere brodlos herumlaufende haben kann, die ihm fast um Gotteslohn arbeiten? Der Vortheil also bleibt ihm, der Boden mag getheilt sein wie er will, denn die Reichen kaufen ihn doch auf.

Von der größern Theilung des beweglichen Reichthums will er natürlich nichts hören, hofft aber durch bessere Cultur des Bodens so viel zu erzeugen, daß noch 2000 Jahre lang Alle Menschen sattauf zu essen finden. Schon gut, wenn sie sich nur nicht eben so schnell vermehrten, als die Menge der Lebensmittel zunimmt. Da sitzt der Hacken; ich gebe gerne zu, daß der Boden noch unendlich

mehr ertragen könnte, aber auch selbst wenn dieser hundertfach vermehrte Ertrag unter Alle gleich getheilt würde, was nie geschehen kann, so langte dieß nicht, um die Milliarden von Menschen zu ernähren, die der ungezügelte Geschlechtstrieb in Kurzem hervorzubringen im Stande wäre. In 16 Jahren kann sich die Volkszahl eines Landes verdoppeln, wenn sie vollauf Nahrung hat, das sehen wir in Amerika. Darum würde ein Land, wie Deutschland, schon in 80 Jahren über 1000 Millionen Menschen zählen, mehr als jetzt die ganze Erde. Warum geschieht dieß nicht? weil die hiefür nöthigen Lebensmittel nicht hervorgebracht werden können, die Menschenzahl muß sich nach den Lebensmitteln richten, nicht umgekehrt. Eben weil der Geschlechtstrieb in der Regel darauf keine Rücksicht nimmt, haben wir das Elend der Uebervölkerung, und so lange hier nicht Rath geschafft wird, hilft alles Produziren nichts.

Malthus Vorschlag.

In England hat Malthus gegen die Uebervölkerung andere heftiger wirkende Mittel in Vorschlag gebracht. Er war Professor der Nationalökonomie und Anhänger der Torys. Mit den überzeugendsten Gründen setzte er das Elend der Uebervölkerung auseinander, aber was sind seine Heilmittel dagegen? Allenfalls Verminderungen der Staatsausgaben, des Aufwandes, der Steuern? oder freie Getreideeinfuhr und Wegräumung aller Hindernisse im Handel und Wandel? oder Armenanstalten und Unterstützungsvereine? oder gleichmäßigere Vertheilung der Güter u. dgl. O nein, gerade von allem das Gegentheil! Um dem Elend der Armen abzuhelfen, muß man sie noch elender machen, daß sie bald möglichst sterben und verderben, man muß eine Menge Müssiggänger anstellen, Sinecuristen, ihnen ungeheure Besoldungen geben, damit sie in Masse verprassen, was der Arme mit blutigem Schweiße hervorgebracht, so daß Letzterem nach Bezahlung unerschwinglicher Steuern nichts übrig bleibt, um seine Kinder zu ernähren, dann werden diese sammt den Eltern verschmachten, und — die Zahl der Armen nimmt ab, mithin das Elend. So lautet Malthus Lehre!

Mag ein Jeder selbst darüber seine Glossen machen, wir wollen blos mit drei Worten zeigen, daß diese unerhörte Beiseitsetzung alles Menschengefühls, die leider nur zu sehr bei einer großen Masse aus den privilegirten Kasten in Fleisch und Blut übergegangen ist, nicht im geringsten den erwarteten Erfolg — Aufhebung des Elendes — hat.

Denn wenn die Reichen, wie vorgeschlagen, die Armen nach und nach zu Tode martern, so haben sie es in ihrer Gewalt, damit nach Belieben ab= und

zuzugeben; sobald aber die Zahl der Letztern dadurch so schwach würde, daß die Concurrenz um Arbeit sich verringerte, mithin der Arbeitslohn stiege, so würden erstere in ihren Interessen angegriffen, erschreckt, inne halten, denn es gereicht gar nicht zu ihrem Vortheil, den Taglohn theuer zu bezahlen, lieber zahllose arme Teufel, die um Gotteslohn arbeiten: je größer ihr Elend, desto wohlfeiler ihre Arbeit. Was das Gewissen betrifft, das ist leicht mit einigen Almosen und Beiträgen in die Bibelgesellschaft, oder mit hochklingenden Phrasen über die Härte des Schicksals, Unmöglichkeit eines andern Zustandes der Dinge, Ergebung in die weise Lenkung Gottes, und dereinstige Ausgleichung in der bessern Welt beschwichtigt.

Sismondi's und Anderer Ansichten.

Ganz anders, rücksichtlich des Menschengefühls, spricht Sismondi. Er war der erste, der das Unheil des ungezügelten Industriesystems in's helle Licht stellte, und auf Mittel sann, den Arbeitern gegenüber den Kapitalisten eine bessere Stellung anzuweisen. Aber er gesteht selbst, kein Mittel hiefür aufgefunden zu haben, wenn nicht die Wiedereinführung einer Art von Zünften stattfindet. Wer aber die Mißbräuche der letztern kennt, wird wohl schwerlich dazu rathen, denn wenn wir auch von Herzen zugeben, daß der Arbeiter für seine Mühe angemessene Bezahlung erhalte, so wollen wir eben so sehr, daß der Käufer für sein Geld gute Waare habe. Das Gebrauchen und Verbrauchen der Dinge ist Zweck. Das Anfertigen und Fabriciren ist Mittel. Erstes Erforderniß also ist gute Waare, zweites, gute Bezahlung der Arbeit. Aber ohne freie Concurrenz gibt es erstere nicht, eben so wenig als bei grenzenloser Uebermacht der Kapitalisten letztere. — Zünfte und Alles, was damit zusammenhängt, gehen eben so weit auf der einen Seite vom Ziel ab, als übermäßig ungleiche Vertheilung des Reichthums auf der andern.

Wo liefe das hinaus, wenn die Arbeiter allein den Preis ihrer Waaren zu bestimmen hätten? Die Arbeit würde ebenso unendlich theuer, als sie jetzt oft zu schlecht bezahlt wird. Niemand könnte sie kaufen, mithin hätten die Arbeiter doch keinen Verdienst. Das zur Antwort auf eine Menge gut gemeinter Vorschläge, die zerstreut hie und da in diesem Sinne auftauchen, indem man z. B. den Zunftvorstehern, oder irgend einer von den Arbeitern gewählten Versammlung das Recht übertragen will, den Arbeitspreis zu bestimmen. Der Werth einer Sache wird wie allbekannt durch gemeinschaftliche Uebereinkunft des Käufers und Verkäufers bestimmt, nie aber durch den einen allein, es sei denn, daß der Andere durch Noth zum Verkauf oder Arbeiten unter dem Preis gezwungen ist; darum aber

eben handelt es sich, diese Noth nicht einbrechen zu lassen; gelingt dieß, so macht sich alles ganz einfach von selbst; gelingt's nicht, so helfen alle solche Nebenmittelchen so viel wie nichts.

Associationen der Arbeiter.

Dieses Mittel ist das, worauf man im jetzigen Augenblicke am meisten Gewicht legt; und es verdient es auch mit vollem Recht, denn wenn es ja möglich ist, ohne Radicalkuren auszukommen, so helfen die Vereine der Arbeiter unter sich, um sich in unerwarteter Noth zu unterstützen und der Macht der Kapitalisten eine geschlossene Phalanx entgegen zu stellen, um sie so zum Nachgeben und höhern Taglohn zu zwingen. In England, wo sie nicht gesetzlich verboten sind, hat man sie vielfach versucht, aber die Folgen haben den Hoffnungen wenig entsprochen, denn sobald die Arbeiter, um den Herren Trotz zu bieten, nicht mehr die Werkstätten besuchen, und von ihren Ersparnissen leben, thun Letztere alsbald dasselbe. Dann stehen sich zwei Feldlager gegenüber; in dem einen zahllose arme Teufel, die ihr bischen Vorrath bald aufgezehrt haben, im andern wenige Reiche, die Jahre lang von ihren angesammelten Schätzen leben können, ohne die geringste Noth zu verspüren. Welcher Theil unter solchen Umständen länger trotzen kann und wird, ist leicht einzusehen. Wenn auch noch so viele der Arbeiter mit größter Entsagung auszudauern entschlossen sind, so gibt es doch immer Tröpfe genug, die froh sind, um halben Lohn ihren Kameraden das Spiel zu verderben, und arbeiten erst wieder Einige, so müssen die Andern folgen, sonst verdienen sie gar nichts.

Das war bis auf den heutigen Tag das traurige Ende aller Arbeiter-Coalitionen, und Glück genug, wenn sie nicht noch in die Hände der Polizei und der Strafgerichte fielen. — Dann ist noch zu bedenken, daß alle Associationen der Welt es nicht dahin bringen können, daß die Consumenten die Arbeit brauchen, oder geneigt sind, den Preis dafür zu bezahlen, der vom Fabrikanten oder der Association mit Rücksicht auf erhöhten Taglohn gefordert werden müßte. In dieser Beziehung ist es dann ganz gleichgültig, wie die Fabrik, oder was es ist, organisirt wird: den Consumenten bleibt immer die Hauptstimme und nach diesen muß sich der Fabrikant eben so gut richten, als wie nach seinen Arbeitern. Dieß ist's eben, was im Kampf um das liebe Brod immer vergessen wird: „man schreit über die Hartherzigkeit der Menschen, während die Verkehrtheit der Institutionen die einzige Ursache ist.

Concurrenz.

Die Reichen sind Menschen, nicht besser und nicht schlechter, als jeder Andere auch; Jeder in der Welt sorgt für seinen Vortheil, und nimmt von den Gütern der Erde so viel an sich, als er vermag. Das ist Naturgesetz, dem alle Geschöpfe, organische wie unorganische, unterworfen sind. — Die Individualität jedes Einzelnen äußert und erhält sich dadurch in seiner Selbstständigkeit; sobald das Streben nach dieser und der Selbsterhaltungstrieb aufhört, hat das Leben ein Ende.

„Ewiger Kampf mit Allem, was uns umgibt, ist das Loos der Erde, Leben und Kampf ist eins, eben so wie Ruhe und Tod."

Bloß sentimentale Wortspielerei, und ungeschulter Eifer ist's, die Sache anders taufen zu wollen. Gemeiner Egoismus ist zwar nicht überall im Spiel, der Selbsterhaltungstrieb äußert sich aber außerdem noch unter tausend Gestalten.

Es fällt uns nicht ein, den Reichen die geringste moralische Vorlesung halten zu wollen, um sie zu bewegen, ihre Macht anders zu gebrauchen, als sie es thun; es wäre höchst nutzlos. — Nicht ihr moralischer Charakter ist's, der sie den Armen verderblich macht, sondern die Verkehrtheit der politischen Einrichtungen, die übermäßigen Reichthum befördern, und dem einmal Armen das Emporsteigen aus dem Sumpf des Elends unendlich erschweren. Dieß ist die Ursache.

Es gibt sehr viele Reiche, die von Herzen gern all das Ihrige dazu beitrügen, um diesem Zustande ein Ende zu machen; ich meine damit nicht die Freunde des Almosengebens — das verschlimmert bekanntermaßen nur die Sache, sondern z. B. diejenigen Fabrikanten, die gerne ihren Arbeitern höhern Lohn gäben, aber welchen die Nothwendigkeit, mit ihren weniger humanen Concurrenten gleiche Preise halten zu müssen, dieß nicht erlaubt, sonst würden ihre Waaren theurer, fänden also keinen Absatz, und das Etablissement müßte falliren.

An eine allgemeine, das Beste der Arbeiter bezweckende Verabredung aller Fabrikanten ist nicht zu denken, und wenn nur ein einziger niedrigeres Salaire gibt, so müßen ihm alle übrigen folgen.

Fixirung des Preises durch Dritte.

Es wäre wohl denkbar, daß die Regierung oder sonst eine dritte Behörde den Arbeitslohn der Handarbeiter fixiren wollte, wie z. B. den Preis der Fuhren, so daß der böse Wille eines einzelnen Fabrikanten durch Polizeigewalt paralysirt würde. Ich glaube kaum, daß dieß zu etwas Gutem führen könnte, selbst wenn

man der Regierung den besten Willen und die höchste Einsicht zutraut, denn womit will der Fabrikant seine Leute zu guter Arbeit anspornen, als daß er nach dem Werth der Arbeit höher oder niederer bezahlt; wer soll aber darüber Richter sein? doch Niemand als der, der die Arbeit verlangt? Der Consument verlangt vom Fabrikanten ein bestimmtes Objekt, der Letztere übergibt's dem Arbeiter, bedingt mit ihm den Preis, und kann natürlich nicht mehr dafür bezahlen, als er selbst wieder vom Consumenten dafür erhält. Alles hängt also am Ende von Letzterem ab; und wenn dieser Lust hat, zu kaufen, und Geld hat, gut zu bezahlen, so ist sowohl dem Fabrikanten als dem Arbeiter geholfen. — Consument ist aber Jeder im Volk, falls er das Geld dazu hat, — sorgt man also für allgemeinen Wohlstand, so wird viel gekauft, gut bezahlt, der Fabrikant kann hohen Lohn geben, und dem Elend der Arbeiter ist abgeholfen.

Mauthen.

Außer der Concurrenz der übrigen Fabriken des Inlandes sind aber die des Auslandes noch zu fürchten, und über diese hat in keinem Fall unsere Regierung irgend eine Gewalt. Wäre es also auch in gewissen Fällen möglich, den Arbeitslohn durch irgend eine Behörde zu fixiren, so muß man auch scharfe Mauthlinien nicht abkommen lassen. Welchen Nutzen aber dieß System für die Rechtlichkeit der Grenzbewohner hat, weiß Jedermann, und wer will am Ende dafür gut stehen, daß solche Linien nie gebrochen werden?

Von Anfang der Welt, bis auf den heutigen Tag vergieng nie ein Menschenalter ohne Krieg oder innere Empörungen, in Folge deren jede Autorität eine Zeitlang ruhte. Glaubt man, es werde ein ewiger Friede, der noch nie herrschte, jetzt den Mauthen zu lieb eintreten? Im Gegentheil sie sind, und waren zu jeder Zeit Ursachen der Unzufriedenheit und des Kampfes. Und was geschieht, wenn nun für eine Zeit die Linien gebrochen werden, und das Land mit fremden Waaren überschwemmt wird? Daß plötzlich alle auf solch künstliche Fundamente gebauten Etablissements stürzen, und das Elend der Arbeiter nur um so größer wird. Eines förmlichen Krieges bedarf es gar nicht einmal, jede Aenderung in der Handelspolitik hat dieselben Folgen, wie wir es bei jedem Ministerwechsel in Frankreich zur Genüge sehen.

Resultat dieser verschiedenen Meinungen.

Mag man nun der Masse der Menschheit im Durchschnitt einen größeren oder geringeren Grad von Egoismus, Eigenliebe, Selbstgefühl oder Erhaltungstrieb

zutheilen, und diese Grundkräfte tausen, wie man will, mag man von all den bisher auseinandergesetzten Hülfsmitteln mehr oder weniger Erfolg erwarten, so bleibt's dennoch gewiß, daß dadurch allein dem Elend in der Welt nicht abgeholfen wird. Dieß zeigt die tägliche Erfahrung. Gut sind sie, herrlich als Beihülfen, nie aber als Radikalkur. Bloß wenn es uns gelingt, die übergroße Ungleichheit des Vermögens zu beschränken, kann man hoffen, allgemeinen Wohlstand zu verbreiten. Wenn wir die Uebermacht der Kapitalisten brechen, so daß sie gezwungen sind, den billigen Forderungen der Arbeiter nachzugeben, wird die Knechtschaft der Letztern enden. Dann stehen beide nebeneinander als gemeinschaftliche Unternehmer ein und desselben Geschäfts, und theilen den Erwerb, Jedem nach seinem Verdienst; die Zahl der Consumenten steigt dann ins Unendliche, denn wo Jeder wohlhabend ist, wird hundert Mal mehr verkauft und verbraucht, als wo neben wenigen Schwelgern Millionen kaum das tägliche Brod bezahlen können. Luxusfabriken machen kein Land reich, wohl aber die, welche die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens gut und wohlfeil liefern. — Nicht Aufhebung des Besitzes oder Beraubung der Reichen, bloß Beschränkung der Möglichkeit, im Erwerben von Reichthümern seine Mitmenschen weitaus zu überflügeln, ist, was wir verlangen. Hiedurch erreichen wir Alles, und ohne dieß Nichts; so lange es Ueberreiche gibt, gibt's auch Arme, Unterdrückte, Elende. — Es ist ganz dasselbe als mit der Körperkraft. Ehe die Gerichte dem Schwachen Schutz gegen den Stärkern verliehen, war Sclaverei, Mord und Todschlag an allen Ecken und Enden. — Die Staatsgewalt hat diesem Zustand des Faustrechts ein Ende gemacht; — an ihr ist's auch, die Sclaverei der Armen zu enden, und das Joch zu zerbrechen, das die Uebermacht der Börsenflibustier über die Masse des Volks geworfen hat. Oder ist die Sclaverei, wozu der Arme aus Furcht vor dem Hungertod genöthigt ist, weniger unmenschlich, als die, welche die Geißel erzwungen?

System der Gütergemeinschaft von Baboeuf und Andern.

Ehe ich daran gehe, die Mittel auseinander zu setzen, wodurch ich die Fragen unserer Zeit über Socialreform gelöst glaube, halte ich es für nöthig, meine Ansichten gegen einige neuerlich aufgestellte Systeme von Grundreformen auszusprechen, deren Ausführbarkeit aber eben so sehr im Bereich der Unmöglichkeiten liegt, als ihr Zweck auf totale Umbildung alles Bestehenden gerichtet ist. Solchen Theorien soll hier nicht gehuldigt werden: Grundlage dessen, was wir aussprechen, ist Ausführbarkeit, und zwar ohne die persönliche Freiheit im

Geringsten zu gefährden, denn nur so ist Glück und Wohlbefinden Aller denkbar. Es handelt sich also hier nicht um Gütergemeinschaft, gleichviel auf welche Art sie eingerichtet werden soll, nicht um Baboeuf's gutgemeinte, aber unausführbare Theorien. Es handelt sich nicht darum, gemeinsam zu arbeiten, um den Erwerb unter Alle gleich zu vertheilen, nicht um Kindererziehung auf Staatskosten, um Abschaffung von Handel und Wandel, der Geldmünzen, und des freien Verkehrs mit dem Auslande. Dieß sind lauter Dinge, die in einem kleinen Ländchen — in Sparta möglich waren, wo der ewigen Kriege wegen die ganze Bevölkerung ein stehendes Heer war, wo hunderttausende unglückliche Heloten mit blutigem Schweiß den Boden bearbeiteten, während ihre Herren auf dem Spielplatz lagen, oder auf Raub und Mord in der Ferne herumzogen.

Wäre die Geschichte Sparta's von den Heloten geschrieben, so fiele heutzutage Niemanden ein, die Gesetze dieser Räuberzunft als Muster aufzustellen. Die Kanibalen in Westindien fochten auch tapfer; blind in den Tod laufen — gelegentlich bemerkt, wie jedes wilde Schwein, wenn es angeschossen ist — bloße Todesverachtung, ohne andere Eigenschaften, die den Menschen groß und edel machen, ist noch kein Grund zur Vergötterung. Wollen wir ein Muster, so nehmen wir die Athener, sie fochten auch für Griechenland's Freiheit, ohne ihre menschliche Würde gegen dumme Engherzigkeit und thierische Rohheit zu vertauschen. Das Letzte wäre aber die nothwendige Folge des Baboeuf'schen und jedes andern ähnlichen Systems, wenn es ja einmal versucht werden sollte.

Niemand arbeitet ernstlich, es sei denn, daß er muß. Ist das, was ich verdiene, mein Eigenthum, so habe ich meine Freude daran, kann mir dafür Genüsse verschaffen, versetze alles, was mir lieb ist, Frau und Kinder in eine angenehme Lage — wo nicht, so gerathe ich in Noth und verhungere; da dieß aber Keinem noch wohlgeschmeckt, so arbeitet er so gut er kann, oder so sehr er's bedarf. — Daß damit nicht allen geholfen ist, kam, wie bisher bemerkt, von Unglück, Uebermacht Einzelner und Uebervölkerung her, nicht aber vom Eigenthum. Würde dieses aufgehoben, dann würde alles noch zehntausend Mal schlimmer. Niemand arbeitete, denn wozu? Zu essen, und was man sonst braucht, erhielte man, wie in den Klöstern und Kasernen unmittelbar vom Staat. Denn spielen, wie die Kinder, um sich die Langeweile zu vertreiben, um einmal seine Muskelkraft zu zeigen, heißt nicht arbeiten, damit wird das tägliche Brod nicht verdient.

Muß ich arbeiten, so thue ich bei obigen Einrichtungen es nur gezwungen, so lange der Aufseher da steht, das Produkt ist Sclavenarbeit, so schlecht und

wenig als möglich. Wo aber nicht viel erzeugt wird, gibt es auch wenig z
vertheilen, mithin wird dadurch der Noth nicht abgeholfen; man müßte denn wi
die Spartaner von Zeit zu Zeit Heloten-Jagden anstellen, um der überflüssige
Bevölkerung los zu werden. Wo blieb dann die persönliche Freiheit, Selbständig
keit, das Ehrgefühl, wenn Tausende von Zuchtknechten herumschleichen, um d
Trägen zur Arbeit zu treiben? oder wo jeder der Zuchtknecht des andern sein soll
Es gäbe jeden Tag Streit, Mord und Bürgerkrieg, namentlich wenn einmal di
Suppen-Rationen dünn ausfielen. Und das Familienglück, und die Kinderzucht
Das Bild davon liefert Sparta, so wie unsere Klöster und Kasernen! Wer wollt
all' die Kinder nähren, die dann auf Landeswohl produzirt würden? Den
wenn ich sie nicht selbst zu erhalten habe, so berechne ich auch nich
wie viel ich nähren kann, so wenig als heutzutage unsere Bettelleute, die da
Rechnen auch nicht gewöhnt sind, weil sie nichts zu berechnen haben. Zuletzt hätt
der Staat nichts mehr zu thun, als Brei zu kochen, um die schreienden Mäule
zu stopfen. Oder will man die Kinder den Herrn Magistraten präsentiren, u
von deren Weisheit zu erfahren, welche man auf gut spartanisch wie die junge
Katzen in's Wasser werfen solle? Denn anderes bliebe am Ende doch nichts übrig
wenn die Geschlechtslust in den Tag hinein wirthschaftet. Oder wird jährlich di
süße Pflicht des Kindererzeugens verloost, oder die besten Zuchthengste von Kunst
verständigen herausgewählt? Wie sähe es alsdann mit Glück und Freiheit der Einzelnen,
mit den Fortschritten des ganzen Menschengeschlechts aus? Dazu kommen noch die fin-
stern puritanischen Erziehungssysteme, welche von diesen Eiferern in dem Hirn aus-
gesonnen werden. Da soll dann von frühester Kindheit an der Mensch so dressirt
werden, daß er accurat zu den Theorien der weisen Herren paßt, so daß, wäre
es einmal so weit, Alles wie in China stehen bleiben müßte, und jeder weitere
Fortschritt unmöglich wäre. Man sieht, solche Leute bleiben sich überall gleich, sie
mögen in der Kutte stecken oder in den Klubbs deklamiren, Niemand soll weiter
gehen, als der gelehrten Herren Nase reicht. Ich dächte, der liebe Gott, als er
die Menschen erschuf, hat auch gewußt, was aus ihnen werden sollte, und hat
ihnen zum Wegweiser ihre Triebe, Neigungen und Bedürfnisse, ihren Verstand
und ihre Leidenschaften gegeben, da wo diese hinaus wollen, dahinaus führt der
Weg. Niemand aber hat das Privilegium, der Menschheit nach seiner Privat-
weisheit die Bahn vorzuzeichnen. Jeder gehe in Gottes Namen den Weg, den
ihm seine Natur bestimmte, macht er seine Sachen gut, desto besser für ihn,
macht er's schlecht, so wird er durch Schaden klug werden, und das nächste Mal
anders handeln. Durchaus in gar nichts hat sich der eine Mensch in die Ange-

legenheiten des andern zu mischen: im Gegentheil, alles was zu thun ist, besteht darin, gemeinschaftlich Sorge zu tragen, daß eben jeder Einzelne ungestört seines Weges dahin wandeln könne. Darum muß die Erziehung der Jugend sich darauf beschränken, bloß das abzuhalten, was dem weichen Gemüth des Kindes eine schiefe, unnatürliche Richtung geben kann, nie aber für das, was man mit auf die Welt bringt, etwas Anderes unterzuschieben. So wenig zu erziehen als möglich ist eben so unumstößlich wahr, als so wenig zu regieren, als möglich. Der Zweck des Letztern ist und soll ja ebenfalls nichts anderes sein, als vermittelst der vereinten Macht Aller, die Freiheit jedes Einzelnen zu schützen und zu erhalten. Denn dafür sind die Polizei, die Gerichte, die bewaffnete Macht, dafür haben wir die Gesetze und deren Verkünder. Daß heutzutage nicht Alles ist, wie es sein soll, kommt gerade daher, weil die Unabhängigkeit jedes Einzelnen noch nicht feststeht, theils wegen verkehrter politischer Einrichtungen, theils, und hauptsächlich aber wegen der ungleichen Vermögensverhältnisse, wodurch trotz aller Gesetze die Armen stets die Sclaven der Reichern sind. Aendert dieß, dann gibt sich das Uebrige alles von selbst, und man braucht keine neue Theorien zu entdecken. Die alten Deutschen in ihren Wäldern hatten vernünftigere Staatsansichten, als die Politiker aller andern Länder und Zeiten zusammen, die Athener vielleicht ausgenommen.

Auf der Freiheit jedes Einzelnen beruhte die Freiheit des Ganzen. Der Erfolg von Jahrtausenden hat ihr System gekrönt, denn während alle übrigen Staaten untergingen, blieben sie und ihre Nachkommen frei und mächtig. Alle Einrichtungen der neuern Zeit, deren Weisheit am meisten gepriesen wird, sind Anpassungen des alten germanischen Princips der persönlichen Unabhängigkeit auf die neuern Verhältnisse. Brächten wir es dahin, daß trotz der gedrängteren Bevölkerung Jeder so frei lebte, wie der alte Deutsche in seinem geschlossenen Hofraum, so wäre das Ziel erreicht. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß wir in Bärenfelle gehüllt, Eicheln essen müßten, so schlimm stand es nie bei unsern Vorfahren, obgleich es immer noch besser wäre, als nach Baboeuf von Morgens früh bis Abends spät geschulmeistert, maschinenmäßig in Reih und Glied zu arbeiten, um wie im Bienenkorb für anderer Leute Kinder Brei zu kochen.

Die Franzosen, deren Eitelkeit gewaltig gekitzelt wird, wenn man Paris mit dem alten Rom vergleicht, haben auch noch ganz eigene Ideen wenn sie von Gütergemeinschaft reden. Da meinen sie, als eifrige Anbeter der Centralisation der

Staatsgewalten, so wie alle Güter Eigenthum des Staates würden, alle Staaten aber nothwendig in eine einzige große Universalrepublik verschmolzen werden müßten, so würde dann auch Frankreich die Grundlage, Paris die Hauptstadt der Welt, und die Herren Pariser Verwalter sämmtlicher Güter der Erde.

Wer dieß nicht glauben will, kann es jeden Tag in den Journalen und Schriften dieser Partei lesen.

Owen und Fourier.

Ganz auf ähnlichen Grundlagen beruht z. B. noch das System Owens, der allen Menschen gleiche Fähigkeiten zutraut, und aus jedem der Reihe nach, wie der Eckesteher Nante Morgens Milchfrau, Mittags Kegeljung, und Abends Stammgast bei Rennebohms machte.

Oder das Fouriersche System, dessen practische Hauptsache darin besteht, daß alle Bewohner eines Dorfes nicht mehr in verschiedenen Häusern, sondern in einem einzigen großen Gebäude zusammenwohnen, und dort alle Werkstätten, Küche und Keller gemeinsam haben. Daraus soll ein großes Ersparniß hervorgehen, und da, ungefähr wie bei Owen, die Leute der Reihe nach alle verschiedenen Arbeiten thun, die Arbeit selbst nicht mehr so mühselig sein. Das wäre alles recht schön und gut, wenn nur jeder Mensch zu Allem Anlagen hätte, wenn zur Fabrication der verschiedenen Dinge nicht langjährige Erfahrungen und Uebungen gehörten, und vor Allem, wenn die Menschen alle Schaafe wären, daß sie sich mit ihren tausenderlei Interessen, Neigungen und Leidenschaften auf einem engen Raume einpferchen ließen.

Aber Owens Anhänger sind in den ersten Monaten wieder auseinander gelaufen, so gut wie die Fouriers. Um so etwas im Stande zu halten, wäre die Uebermacht irgend einer Behörde nöthig, wie z. B. die der Jesuiten in Paraguay, vermittelst ihres religiösen Schrecksystems, oder militärischer Despotismus wie in den Kasernen, oder Klöstern, oder blinder Glauben an die Offenbarungen des Meisters, wie bei den Anhängern Rapps oder der St. Simonisten.

Alle diese Versuche sind verfehlt, weil es erst nöthig wäre, die Menschen für diese Systeme zu dressiren, wie es jetzt auch die Anhänger Fourier's mit einer gewissen Zahl Kinder versuchen: Dieß letztere ist aber nicht nur verkehrt, sondern heillos, weil dadurch die Natur verpfuscht wird; die Theorien müssen sich nach den Menschen richten und nicht die Menschen nach den Theorien. Die Kinder der Armen sind aber nicht dafür da, daß jeder Halbnarr daran herumprobirt, wie die Schneidersjungen an den Lehrlappen.

Zweiter Theil.

Zweiter Theil.

Progressive Steuern.

Aus dem, was ich gegen obige Casernen- und Schafpferchssysteme gesagt habe, wird Jedem klar werden, daß bei dem, was ich vorschlagen will, von keiner Beschränkung der Freiheit die Rede sein kann: in keinerlei Weise, weder der Person noch des Eigenthums, weder des Handels noch der Industrie, weder der Erziehung noch des Unterrichts: im Gegentheil, alle heutzutage noch vorhandenen Schranken würden fallen, ohne deßhalb einer zügellosen Unordnung Platz zu machen. Eben so wenig soll irgend Jemanden etwas genommen werden, um es allenfalls anderswo wieder auszutheilen, das erste wäre seiner Gewaltsamkeit wegen unausführbar, das Andere höchst nutzlos, ja verderblich, denn durch Schenkungen und Almosen wird, wie allbekannt, den Armen nicht geholfen; das Bischen, so ohne Mühe Erhaltene würde von den Meisten eben so schnell leichtsinnig wieder ausgegeben; nach einigen Wochen wäre alles wieder auf dem alten schlechten Stand. Bloß die Wucherer, Geizhälse und Juden würden am Ende gewinnen.

Vollständige Gütergleichheit einzuführen und zu erhalten ist unmöglich — gleichviel, ob man blos Grundgüter oder Alles, was als Vermögen gilt, darunter begreifen will. Denn eine geometrisch nach Morgen und Jaucherten gleich abgemessene Vertheilung ist, was den Werth und Ertrag der Güter betrifft, noch nicht gleich. Letzterer wechselt nach Lage, Güte des Bodens, Bebauung, Jahrszeiten, was man jedes Jahr neu taxiren müßte; da aber ein großer Theil des Reichthums in beweglichen Dingen besteht, so entgingen diese alle der Theilung.

Vollständige Gütergleichheit würde auch jeden Eifer zum Arbeiten lähmen. Es hat auch, so viel ich weiß, noch Niemand ernstlich daran gedacht. — Deshalb will ich mich von vornherein auf's feierlichste dagegen verwahrt haben. Ebenso gegen die Idee eines Maximums, über welches hinaus nichts mehr erworben werden dürfte.

Was zu wünschen ist, besteht in Maaßregeln, welche das Anhäufen verhältnißmäßig übergroßer Reichthümer bei Einzelnen verhindern.

Gleichmäßigere, nicht gleiche Gütervertheilung könnte man die Maßregel nennen, wenn beim Wort Vertheilung nicht zu befürchten wäre, daß man an Wegnehmen auf der einen, und Hingeben nach der andern Seite dächte. Gütergleichgewicht scheint mir allein der geeignetste Ausdruck. — Ich überlasse es übrigens Jedem selbst, die Sache zu taufen, wie er Lust hat, halte mir aber dafür aus, daß er die wenigen Blätter, die nun folgen, mit Aufmerksamkeit liest, unpartheiisch beurtheilt, und mir nicht Dinge unterschiebt, die allenfalls nicht dastehen: zuletzt bemerke ich nochmals, daß zwar die Sache im Ganzen, aber nicht die einzelnen Theile etwas Neues sind, damit mir nicht Eitelkeit untergelegt wird, wo der reine Eifer für's Gemeinwohl die Worte diktirt.

Progressive Steuern sind schon zu verschiedenen Malen in Anregung gekommen, der Convent in Frankreich dekretirte sie sogar gesetzlich, aber nirgends sind sie ausführlich und gemeinverständlich behandelt und ihre wichtigen Folgen für's allgemeine Beste vollständig dargestellt.

Den Rechtspunkt nach historischen, jetzt geltenden oder vernunftrechtlichen Principien auseinander zu setzen, überlasse ich Andern, und beschränke mich darauf zu bemerken, daß, da denn doch einmal Steuern bei jeder Staatsform bezahlt werden müssen, es mir billiger scheint, sie würden von denjenigen bezahlt, die mehr Vermögen haben, als zum anständigen Leben nöthig ist, als von denen, die kaum das tägliche Brod verdienen.

Blos als Abgabe betrachtet, ist das progressive System schon eine Wohlthat für die Menschheit, es wird es aber unendlich mehr, wenn wir alle die wichtigen Folgen betrachten, die einfach und natürlich aus seiner zweckmäßigen Anwendung entspringen, und die, einige Jahre mit Beharrlichkeit durchgeführt, ohne Gewalt und allgemeinen Umsturz der Dinge alle menschlichen Verhältnisse zum Besten umwandeln und an die Stelle des allgemeinen Elends Zufriedenheit und Wohlhabenheit setzen würden. Jedoch bitte ich, immer eines nie aus den Augen zu verlieren, daß nämlich die eifrigsten Bemühungen ihren Zweck verfehlen, wenn nicht zugleich mit Herstellung des Gleichgewichts in den Güterverhältnissen auch Sorge gegen Uebervölkerung getroffen wird.

Darum wollen wir von letzterer ausführlich in einer eigenen — der vierten Abtheilung reden.

Die progressive Steuer.

Der unsterbliche J. B. Say sagt in seinem Werke über National-Oekonomie, die progressive Steuer sei die allein gerechte.

Von diesem Punkte gehen wir aus bei all unsern Bestrebungen, um ein Gleichgewicht in den Vermögens-Verhältnissen herzustellen, die progressive Steuer ist die allein gerechte, dazu die einfachste und natürlichste; denn sie fordert nur von dem Zahlung, der im Stande ist, dieß zu thun, ohne wegen seines Unterhalts in Sorge zu gerathen, sie fordert von dem, der nicht mehr Einkommen hat, als er braucht, um existiren zu können, nichts — von dem, der wohlhabend ist, Etwas, und von dem Reichen, das heißt von demjenigen, der weit mehr Einkommen besitzt, als zu einem anständigen Leben nöthig ist, das Meiste.

Oder anders gesagt, es wird von dem zum Leben durchaus nothwendigen Einkommen Nichts, von dem, womit man nützliche Anschaffungen macht, Etwas, und von dem überflüssigen Einkommen fast Alles bestritten, was für Staatszweck, d. h. für das allgemeine Beste nöthig ist. Daraus ersteht nun eine Progression, die wir näher betrachten wollen, sobald wir uns erst über folgende Ausdrücke verständigt haben.

Was ist reines Einkommen?

Wenn ein Landmann sein Feld baut, so braucht er dazu Vieh, Knechte, Wagen und Geschirr. Dies kostet Geld. Er braucht Aussaat, die er ankaufen muß, wenn er sie sich nicht selbst aufgespart hat; auch im letztern Fall entgeht ihm der Profit, den er erhalten, wenn er die Aussaat verkauft hätte. Er muß mit Frau und Kindern zu leben haben, sonst hat das Arbeiten bald ein Ende; dieß alles sind Kosten, Produktionskosten, weil der Landmann, ohne solche auszugeben, nichts produziren kann.

Wenn die Ernte vorbei, und der Ertrag derselben verkauft ist, so hat er wohl einen großen Haufen Geld auf dem Tische, aber dies ist nicht sein reines Einkommen, sein Profit, den er das ganze Jahr hindurch gemacht, sondern blos sein Butto-Einkommen, wovon er erst seine Produktionskosten abziehen muß, und was ihm dann als Rest übrig bleibt, ist sein reines Einkommen, und von diesem allein dürfte eine Steuer zu erheben sein.

Eben so ist es mit allen andern Erwerbszweigen; der Schuster macht keine Stiefel, ohne Geld für's Leder auszulegen, der Fabrikherr muß seine Arbeiter bezahlen, Rohstoffe liefern, der Gelehrte braucht Bücher, und alle sammt und sonders müssen selbst leben, um irgend Etwas produziren zu können. Daß vom Capital

selbst keine Steuern bezahlt werden sollen, weil sonst der Grundstock des Vermögens abnimmt, mithin auch nothwendig die Möglichkeit, Früchte und Einkommen daraus zu ziehen, und so allgemeine Verarmung die directe Folge wäre, das sind an und für sich klare, von allen Seiten bewiesene, und wohl von keinem Vernünftigen bestrittene Sätze, die ich als bekannt hier übergehe.

Wie findet man das reine Einkommen jedes Einzelnen?

In jeder Gemeinde lege man ein Buch an, worin alle Steuerpflichtigen mit ihren Namen nach dem Alphabet eingetragen werden.

Jeder bekomme zwei Seiten für sich. Auf die eine werde Alles geschrieben, was er das Jahr über an Brutto-Einkommen bezieht, auf die andere alle seine Productionskosten. Die Kosten vom Einkommen abgezogen, bleibt als Rest das reine Einkommen.

z. B. Peter Maine.

Brutto-Einkommen.	fl.	kr.	Productions-Kosten.	fl.	kr.
1) An zehn Morgen Güter im Mühlebruch gelegen, veranschlagt zu 500 fl. (Suche im Güterbuch S. 36) macht per Jahr.	450		Auf diesen Gütern ruhen Schulden (suche im Hypothekenbuch) 3000 fl. Abzuzahlen dieß Jahr am Capital . . 100 fl. Zinsen zu 5% . 150	250	
(nach einem allgemeinen Ueberschlag, wo die gewöhnlichen Productions-Kosten schon abgerechnet sind.)			2) er muß seinem Schwiegervater als Leibgeding jährlich geben. . . .	50	
2) ein Haus (neben der Kirche, siehe Güterbuch oder wie es in verschiedenen Ländern heißt) zu 1500 fl.; wenn er es vermiethete, so könnte er dafür als Hauszins an Einkommen beziehen	100		3) das Haus kostet Reparaturen	20	
			4) er selbst braucht für Nahrung, Kleidung und Wohnung mit Frau und Kindern in dieser Gegend u. s. w.	150	
Uebertrag.	550		Uebertrag.	470	

	fl. kr.			fl. kr.
Uebertrag.	550		Uebertrag.	470
3) er betreibt nebenher das Wagnergeschäft, welches (in dieser Gegend auf diese Art betrieben) im Durchschnitt einträgt.	150			
4) er bezieht eine kleine Pension (als Invalid noch von den Kriegszeiten her) im Jahr	15			
	665	Brutto-Einkommen.		
	470	Productions-Kosten.		
	195	reines Einkommen.		

195 Gulden wären also bei diesem Beispiel das reine Einkommen des Mannes, wovon die Steuern bezahlt würden.

In jeder Gegend weiß man so ziemlich, wie viel ein Stück Land, oder ein Haus, oder ein Gewerb, Handelsgeschäft im Durchschnitt Einkommen abwirft. Es läßt sich also dies annäherungsweise auch leicht gesetzlich bestimmen, und geschieht schon mit andern Worten überall, wo Grund-, Häuser- und Gewerbsteuern eingeführt sind.

Wenn auch gleich nicht die Einkommenssumme, sondern der Capitalwerth des Hauses, Ackers u. s. w. bei der Berechnung zu Grunde liegt, so ist dieß nur dem Wort nach verschieden, im Grund einerlei. Denn warum taxire ich ein Haus auf 6000 fl., weil, wenn ich es vermiethe, der Hauszins ungefähr eben so viel beträgt, als wenn ich 6000 fl. baar ausgeliehen hätte. Trüge es mehr oder weniger, so wäre das Haus auch mehr oder weniger werth. Eben so ist es mit dem Gewerbsteuer-Capital. Verdient ein Arbeiter im Jahr 500 fl., so beträgt sein Gewerbs-Capital (je nach der Verschiedenheit des Zinsfußes ungefähr 10,000 fl., und darnach wird heutzutag seine Gewerbsteuer berechnet. Natürlich beruht diese nur auf einer beiläufigen Annahme, nicht auf völliger Genauigkeit. Denn wer

wollte aufs Haar berechnen, wie viel jeder Handwerksmann verdient? Man macht heutzutag Classen, worein man die Steuerpflichtigen nach der Größe ihres Capitals eintheilt, alle in derselben Classe befindlichen bezahlen gleichviel Steuer, weil sie ungefähr gleich reich sind.

Dieß ist die Einrichtung jetzt, gegen die sich durchaus nichts einwenden läßt, insofern die Schätzungen mit Einsicht und Rechtlichkeit vorgenommen, und dann Jeder nach der Größe seines Capitals eingetheilt und besteuert wird. Ob dieß überall der Fall ist oder nicht, jedenfalls fehlen aber heutzutag die Steuergeschwornen, welche mit Unpartheilichkeit alle entstehenden Streitigkeiten schlichten sollten.

Man sieht also, daß die von mir vorgeschlagenen **Taxation des Einkommens durchaus weder etwas Neues, noch etwas Unausführbares ist.**

Der Unterschied ist blos, daß hier die Endursache des Reichthums, das Einkommen, zur Grundlage genommen ist, während, wenn man das Capital dazu nimmt, man auf einen ganz überflüssigen Umweg dazu gelangen muß. Denn wie gesagt, der Capitalwerth einer Sache hängt allein davon ab, wie viel oder wenig Einkommen man aus ihr ziehen kann

Taxation der Güter.

Entstehen Streitigkeiten darüber, ob Jemand zu hoch oder zu nieder taxirt sei, so entscheiden dieß Geschwornen Gerichte, wie weiter unten auseinander gesetzt werden soll.

Es ist sehr zweckmäßig, daß bei der Bestimmung des Ertrags von einem Landgut mehr darauf gesehen wird, wie viel es eintragen könnte, vorausgesetzt, daß es gehörig bebaut wird, als wie viel es wirklich seinem Eigenthümer einträgt. Jedermann weiß, daß die großen Güter in der Regel schlechter bebaut sind, und weniger Ertrag geben als die kleinen, weil Alles durch fremde Hände gethan werden muß, und hiebei ist keine gehörige Aufsicht möglich, während, wenn das Gut unter mehrere kleine Landwirthe vertheilt wäre, der Ertrag im Ganzen weit bedeutender sein würde. Wenn nun das Gut davon besteuert wird, was es ertragen könnte, wenn es in gutem Stand erhalten wäre, so folgt, daß ein schlechter Wirthschafter gezwungen ist, das Gut an einen Tüchtigern zu verkaufen, oder wenigstens es zu vertheilen, und nur so viel zu behalten, als er selbst gut zu bebauen im Stande ist, indem er aus eigener Tasche erlegen, und nicht aus dem Ertrag des Gutes herausschlagen könnte.

Alle öden, des Anbaues fähigen Strecken würden sodann verschwinden, in die Hände fleissiger Bearbeiter übergehen, denen man übrigens in den ersten Jahren die Steuer nachlassen muß, weil sie in so kurzer Zeit wenig reinen Ertrag erzielen können.

Eine ganz andere Frage ist es, ob es auch zweckmäßig sei, die Güter bis ins Unendliche zu theilen. Dieser Ansicht bin ich nicht, denn das Hin- und Herlaufen von einem Ackerstückchen zum andern, die vielen dann nöthigen Wege und Gehege sind unnöthige Kosten. Dem Uebelstand ist aber ganz leicht abzuhelfen. Sobald alle Gebühren aufgehoben werden, die heutzutage beim Uebergang eines Grundstückes aus einer Hand in die andere bezahlt werden müssen, so sind auch Vertauschungen der Güter, um sie zu arrondiren, leicht auszuführen, und werden eifrig gesucht werden, eben weil es der Vortheil der Bebauer ist.

Sagt man dagegen, allzugroße Gütervertheilung befördert Armuth und Uebervölkerung, so ist dieß wahr, sobald man den Satz umdreht, Armuth und Uebervölkerung sind die Ursachen allzugroßer Gütervertheilung. Hebt die erstern, so verschwindet das letzte von selbst.

Taxation der Kapitalisten.

Die Taxation des Einkommens der Kaufleute und Kapitalisten ist nicht so leicht, wie die der Güter, Häuser und Gewerbe, denn hier hat man bloß in den Grund- und Hypothekenbüchern nachzusehen, um das Einkommen sowohl als die Schulden zu finden; was aber bei einer Person als Schuldner aufgeführt, dieser vom Einkommen abgeschrieben wird, kommt dem Gläubiger als Einkommen in Rechnung.

Nicht öffentlich eingeschriebene Schulden werden weder dem Schuldner ab-, noch dem Gläubiger angerechnet: sind dann aber dafür auch nicht gerichtlich klagbar. Wir werden hievon noch mehr zu reden haben, darum über die Kaufleute kurz noch Folgendes:

Allerdings kann man ihnen nicht immer in die Karten sehen, das hat aber nicht viel zu sagen, unter einander können sich die Kaufleute recht gut taxiren; man hat also bloß dafür zu sorgen, daß ihr eigenes Interesse sie zwingt, einander bei den Angaben ihres Einkommens genau auf die Finger zu sehen.

Uebrigens zwingt schon die Sorge für ihren Kredit sie dazu, eher zu viel, als zu wenig anzugeben.

Taxation des Aufwandes.

Ein Hauptpunkt ist ferner — den Aufwand, welchen der Steuerpflichtige macht, als Hülfe bei der Taxation des Einkommens zu benutzen, nämlich in dem Falle, wo es unmöglich wäre, auf andere Art der Sache auf den Grund zu kommen. Wer viel Geld ausgibt, muß auch wohl viel haben, wenigstens muß man dieß so annehmen; ist es nicht so, dann ist es die Schuld des Verschwenders; er wird sich dadurch veranlaßt fühlen, zu sparen. Auf diese Art erreichen wir, was man an verschiedenen Orten durch Luxus-Steuern erreichen wollte. Entweder beharrt der Steuerpflichtige bei seiner Verschwendung, dann bezahlt er tüchtig oder er lernt sparen, was kein geringer Vortheil für's allgemeine Wohl ist.

Bestimmung über nothwendigen Unterhalt.

Ein weiterer eben so wichtiger Punkt ist, richtig die Summe zu bestimmen, mit welcher Jemand leben kann, ohne zu darben, weil diese Summe nothwendig unter den Produktionskosten mit aufgeführt werden muß, was leider überall vergessen wurde, wo von Seiten der Regierungen Taxationen des Einkommens gemacht wurden. Daß Knecht und Vieh zum Landbau, daß Rohstoff und Instrumente zu Gewerben nöthig seien, und also Kosten machen, die abgezogen werden müßten, hat man überall gehörig gewürdigt, daß aber der Bauer und der Handwerksmann selbst etwas zu essen haben müssen, wenn sie selber arbeiten können, davon hat man nirgends Notiz genommen. Man hat auszurechnen gesucht, wie viel der Mann vierteljährig verdienen kann, hat dieß unter der Form einer Steuer ihm abgenommen, und es nur dem lieben Gott überlassen, womit er den Mann füttern will. Das ist das Grundübel aller Steuer-Systeme von A bis Z, und eine Verbesserung hierin wäre der Hauptschritt zur Verbesserung der Lage aller arbeitenden Klassen.

Man bestimme eine Summe, welche zum Unterhalt eines Menschen oder einer Familie, je nach der Theurung oder Wohlfeilheit der Zeit und Gegend unerläßlich ist, lasse diese Summe jedem Steuerpflichtigen frei; dann wird man nie mehr das Schauspiel vor Augen haben, daß Millionen seiner Mitmenschen, durch die Staatslasten erdrückt, vor Elend zu Grunde gehen.

Diese Summe für den nothwendigen Lebensunterhalt müßte man übrigens dem Reichen wie dem Armen freilassen, denn auch der Reiche will leben. Aber man begehe nicht die Albernheit, dem letztern eine größere Summe zuzuweisen, als dem erstern.

Es handelt sich hier bloß vom nothwendigsten Lebensunterhalt, womit aber
r eine Mensch auskommen kann, kann auch der andere sich behelfen. Wozu
ürde es führen, wenn es Jedem erlaubt wäre, festzusetzen, wie viel er zum Leben
rauchte? Wenn der eine mit 150 fl. ausreicht, so würde der andere Tausende
rlangen; da blieb wenig übrig, von dem man eine Steuer erheben könnte. Daß
r Reiche an kostbarere Dinge gewöhnt ist, thut nichts zur Sache; er mag sie
ch abgewöhnen, oder, wenn er nicht will, versteuern.

Hat man auf solche Art das reine Einkommen gefunden, so denke man sich,
asselbe läge in Geld (in Gulden, Franken, Thalern) auf einem Tisch. Man
tze es, wie die Geldwechsler, in Häufchen oder Rollen jede zu 100 Gulden
der Franken. Hat man z. B. 1200 fl., so gäben diese 12 Rollen, man fange
un auf der einen Seite an, und nehme von der ersten Rolle

als Steuer 1 % — von der
2. Rolle 2 % — „ „
3. „ 3 % — „ „
4. „ 4 % u. s. w. weg,

o ergibt sich im Ganzen als Steuer von 1200 fl. = 78 fl., oder vielmehr
Procenten, denn es müssen nicht gerade Gulden sein, die man als Steuer weg-
immt, selbst wenn die Rollen auch aus Gulden-Stücken bestehen, nämlich:

von der 1. Rolle zahlt man 1 %, also im Ganzen von	100 fl., wenn die % auch Gulden sind		1 %
2. „ „ „ 2 % „ „ „ „	200 fl.,	(1 % + 2 %)	3 %
3. „ „ „ 3 % „ „ „ „	300 fl.,	(1 % + 2 % + 3 %	6 %
4. „ „ „ 4 % „ „ „ „	400 fl.,	(1 + 2 + 3 + 4 %)	10 %
5. „ „ „ 5 % „ „ „ „	500 fl.,	(1 + 2 + 3 + 4 % + 5 %)	15 %
6. „ „ „ 6 % „ „ „ „	600 fl.,	(1 + 2 + 3 + 4 + 5 + 6 %	21 %
7. „ „ „ 7 % „ „ „ „	700 fl.,	(21% + 7 %)	28 %
8. „ „ „ 8 % „ „ „ „	800 fl.,	(28 % + 8%)	36 %
9. „ „ „ 9 % „ „ „ „	900 fl.,	(36 % + 9 %)	45 %
10. „ „ „ 10 % „ „ „ „	1000 fl.,	(45 % + 10 %)	55 %
11. „ „ „ 11 % „ „ „ „	1100 fl.,	(55 % + 11 %)	66 %
12. „ „ „ 12 % „ „ „ „	1200 fl.,	(66 % + 12 %)	78 %

und so fort.

Um schnell auszurechnen, wie viel ein Steuerpflichtiger für sein sämmtliches Einkommen als Steuer zu bezahlen habe, hat man nur die Zahl der Einkommens-rolle mit sich selbst zu multipliciren, sie selbst dazu noch zu addiren, und dann die ganze Summe mit 2 zu theilen. Z. B. um die Procenten-Zahl von 1000 fl. zu erfahren, verfahre man so: von 1000 fl. ist 10 die Rollenzahl, weil 10 Hundertgulden-Rollen 1000 fl. betragen.

	10 Mal 10 ist	100	
dazu		10	addirt
	macht	110	
getheilt mit 2			
	gibt	55 %	

welches die Procentensumme für 1000 fl. ist.

Man wird hier die Frage aufwerfen, warum gerade diese Art von Progession zu Grunde gelegt wird? Antwort, weil unter der Masse von Progressionen, welche der menschliche Geist berechnen kann, nur keine so klar, einfach und leicht zu berechnen und auszuführen scheint, wie diese. — Nun sieht man aber leicht, daß, wenn man in dieser Progression weiter geht, man bei der 50. Rolle 50 %, mithin, wenn die Procente in derselben Geldsorte bestehen, die Hälfte von dieser Rolle, und wenn es noch weiter, bis zur 100sten Rolle geht, man 100 %, mithin diese Rolle ganz geben müßte. Bei der 101—102ten Rolle würde man 101—102 %, das heißt nicht nur diese Rolle ganz abgeben, sondern auch noch 1 % und 2 % irgend wo anders her darauf legen müssen, um 101—102 Procente zu vervollständigen.

Auf diese Art wären diejenigen, welche ein reines Einkommen von solcher Größe haben, gezwungen, am Ende fast ihr ganzes Einkommen abzugeben, so daß sie weniger übrig behielten, als wenn sie nur halb so reich gewesen wären. Die nothwendige Folge davon wäre, daß sich Jedermann hüten würde, so reich zu werden. Es ist nun eine der interessantesten Fragen im Gebiet der socialen Wissenschaften, ob es für das allgemeine Wohl durchaus nöthig ist, ein Maximum zu bestimmen, über welches hinaus das Vermögen eines Einzelnen sich nie erstrecken dürfe. Unendlich viel läßt sich dafür und dagegen sagen. Der Streit scheint aber leicht auszugleichen.

Alles Vermögen, welches die Einzelnen haben, ist, zusammengerechnet, das Nationaleinkommen. Eine Nation hat, wie Jeder weiß, große Ausgaben, um das Staatsgebäude, es mag organisirt sein wie es will, aufrecht zu erhalten. — Von

dem Nationaleinkommen werden diese Ausgaben bestritten, je größer ersteres i
desto sicherer sind die Fonds für die letzteren, um so solider ist das Staatsgebäu
Je mehr der Eine hiezu aus seinem Privateinkommen beizusteuern im Stande i
desto weniger trifft es die Uebrigen. Nun aber kann man nicht verlangen, d
Jemand sich bloß für Andere anstrenge, ohne daß er nicht auch einen verhältni
mäßigen Antheil an den Früchten seiner Arbeit genieße, nimmt man ihm al
Alles, so arbeitet und producirt er gar nichts mehr. Das Nationaleinkomm
wird also um so viel geringer, und die Steuer-Quoten, das heißt das, was Je
Einzelne zu bezahlen hat, für die Andern alsdann um so größer.

Es gibt aber Leute, deren produktive Talente so groß sind, daß sie alle
100 Mal mehr leisten, als eine Menge Anderer zusammen; es wäre kein gering
Verlust, ihren Eifer durch eigensinnige, pedantisch durchgeführte Gütergleichh
zu lähmen. Bloß die Hoffnung großen Gewinns treibt die Menschen zu gew
tigen Anstrengungen, sobald erstere genommen und Jedem schon zum Voraus s
Ziel gesteckt ist, hat alle besondere Lust und Regsamkeit zum Erwerb ein En
Es geht dann Alles so den Schlendriansweg. Von neuen Erfindungen, For
schritten in allen Zweigen der Wissenschaft, mühsamer Urbarmachung oder Lan
strecken u. dgl. würde nimmer viel die Rede sein, denn wozu? so viel, als i
zur Nothdurft bedarf und als ich nach dem Gesetz haben kann, erwerbe ich, den
Jeder, mit Bequemlichkeit, und mehr darf ich doch nicht besitzen.

Das Schlimmste aber bei der Sache wäre, daß bei solch allgemeiner Lahm
heit im Betrieb der Arbeit nur wenig und schlecht producirt würde, mithin bei
geringsten allgemeinen Unfall Noth über ganze Länderstrecken sich verbreitete, un
so die Maßregel der progessiven Steuer, statt daß sie eine Garantie des allgemein
Wohls sein sollte, gerade das Gegentheil erzeugte. — Gütergleichheit hätte so
dieselben Folgen, wie Gütergemeinschaft, Stumpfsinnigkeit, Unlust zur Arbe
und Elend.

Die Progression darf nie das ganze Einkommen ver
schlingen.

Den angegebenen Mißständen ist übrigens leicht abzuhelfen. Man lasse di
Progression bis zu einem gewissen Punkte, allenfalls bis zur 50sten Rolle steig
(wo also 50 % bezahlt werden). Von hier an aber bleibe man für alle na
folgenden Rollen (51, 52, 53, u. s. w.) stets bei 50 %, der Hälfte der Rolle
Nun bleibt dem Steuerpflichtigen auf jeden Fall immer wenigstens die Hälfte sein
Einkommens, eine hinlängliche Prämie, um seine Thätigkeit nicht einschlafen z

lassen. Der Staat erhält die andere Hälfte, während, wenn er mehr verlangte, er gar nichts bekäme, weil der Steuerpflichtige nichts mehr arbeiten würde.

Einen andern Ausweg gibt es nicht, es ist unmöglich, eine Progression aufzustellen, die stät fortschreitend, nicht zuletzt das ganze Einkommen aufzehrte; jedes Künsteln, um die Progression allmählig schwächer aufsteigen zu lassen, verwickelt in ein Gewirre von Rechnerei, welche in der Praxis nie ausführbar ist, und demnach nie zum Ziele führte, während diese sehr einfache Progression leicht berechnet werden kann, so daß Jeder im Stande ist, sich seine Zeche selbst zu machen, sobald er weiß, in was dieses Jahr die Steuer-Procente bestehen sollen (worüber weiter unten).

Ein St. Simonist hat vor einigen Jahren eine Berechnung einer progressiven Steuer bekannt gemacht, die erste, so viel mir bekannt ist, die aber leider den eben gerügten Fehler trägt, daß dabei zuvielerlei gerechnet werden muß, mithin nicht leicht verstanden wird.

Wem der Gedanke, daß die Progression nicht stätig fortschreite, unangenehm ist, dem ist leicht zu helfen: Er drehe die Sache um, und sage: Der Mensch besteht aus 2 Theilen oder 2 Geschöpfen, das eine ist das egoistische, welches nur für sich fühlt, denkt und handelt, das andere ist das, welches in Freud und Leid Antheil an der übrigen Mitwelt nimmt. Für die Genüsse und Bedürfnisse der ersten Hälfte widme ich die erste Hälfte meines Einkommens; dem Wohlsein meiner Mitwelt ist die andere Hälfte bestimmt. Wobei ich nicht einmal schlecht speculire, denn je glücklicher meine Mitwelt, desto wohler ist es mir. Unter einer Menge Unglücklicher wird wohl Keiner frohe Tage verleben. Ich gebe also in der Regel die Hälfte meines reinen Einkommens als Steuer ab, jedoch in dem Fall, daß die mir übrig bleibende Hälfte nicht hinreichte, um selbst anständig oder gar nothdürftig zu leben, so muß ich für mich etwas mehr behalten, und zwar um so mehr, je geringer mein Einkommen überhaupt ist, so daß sich also von der 50sten Rolle an abwärts eine absteigende Progression bildete, bis dahin, wo Jemand gar kein reines Einkommen mehr hat, also gar nichts abgeben kann; denn Jeder, der über 50 Hundert-Guldenrollen im Jahr r e i n e s E i n k o m m e n hat, hat mehr als genug zum Leben, denn es macht 5000 fl. — und gesetzt auch, er müßte davon die Hälfte abgeben, so kann mit 2500 fl. Jeder ehrlich und anständig leben. Wer aber weniger hat, dem nehme man verhältnißmäßig weniger ab, so kommt dieselbe Progression heraus, wie die obige.

Uebrigens vergesse man ja nicht, daß hier immer vom r e i n e n E i n k o m m e n die Rede ist, und nicht von dem, was man im gewöhnlichen Leben Einkommen,

Vermögen und dergleichen nennt, dieß beträgt immer 100 Mal mehr, es stecken aber auch immer noch die Produktionskosten darin; ferner lese man die folgenden Kapitel, ehe man ein Urtheil fällt.

Folgen der Verschiedenheit der Geldsorten.

Nun sind aber noch zwei Dinge wohl zu bemerken:

1) Die Rollen müssen nicht gerade, wie wir bisher immer als Beispiel annahmen, aus Guldenstücken bestehen, es können auch Franken und Thaler sein, der Unterschied im Erfolg ist aber wesentlich, denn wenn z. B. Alles nach Thalern oder anderthalb Guldenstücken berechnet wird, so wird der Punkt, von wo an die Steuer nicht mehr progressiv steigt, um ein volles Drittel weiter hinausgerückt als bei der Guldenberechnung, denn bei letzterer bezahle ich die Hälfte meines Einkommens, sobald ich 5000 fl. habe, bei Thalern geschieht dieß erst bei 5000 Thalern, die Progression steigt also langsamer, während z. B. wo Franken zu Grunde lägen, sie ums Doppelte schneller stiege, weil ich da bei 5000 Franken schon die Hälfte abgeben müßte. Für die Armen ist dieser Unterschied gleichgültig, denn die Berechnung mag gemacht werden wie sie will, so bleibt ihnen stets der nothwendigste Lebensunterhalt; für den Mittelstand ist's schon von Bedeutung, am meisten aber für die Reichen.

Es ist nun Sache der Gesetzgebung jedes Landes, die Münzsorte zu bestimmen, die als Grundlage genommen werden soll, sie hat es dadurch in ihrer Gewalt, ohne das Grundsystem der Besteuerung und seine heilsamen Folgen zu beeinträchtigen, dennoch nach Zeit und Verhältnissen ab- und zuzugeben und mit den übrigen Staatseinrichtungen im Einklang zu erhalten.

Eigenthümlichkeit unsers Ausdrucks Procente.

Eben so hängt es vom Staate ab, in was für Geldsorten jedes Jahr die Procente bestehen sollen. Sind z. B. die Rollen Gulden, so müssen die Procente nicht nothwendig wieder Gulden sein. Es können auch halbe Gulden, 36 Kreuzer-Stücke, oder gar 1½ Gulden sein, je nachdem nämlich der Staat dieses Jahr mehr oder weniger braucht.

Man sieht, daß in dem erstern Falle, wo die Procente weniger betragen, als die Geldsorten, aus denen die Rollen bestehen, die Steuer bei der 50sten Rolle auch noch nicht die Hälfte dieser Rolle wegnimmt, mithin dem Steuerpflichtigen mehr als die Hälfte seines Einkommens frei bleibt, während im letztern Falle gerade das Gegentheil statt findet. Die Reichen haben mithin ein ganz

gewaltiges Interesse, die Staatsausgaben so nieder als möglich zu halten, weil die geringste Erhöhung der Procente, die der Aermere an seiner Quote kaum spürt, beim erstern gleich in die Hunderte und Tausende läuft; da die Reichen doch stets großen Einfluß im Staate haben, so ist dieß wohl dem allgemeinen Besten zuträglicher, als wenn sie zu den Steuern verhältnißmäßig fast gar nichts beitragen, wohl aber ihren Einfluß dazu benutzen, das Meiste von deren Ertrag an sich zu ziehen, mithin gerade das entgegengesetzte Interesse haben, nämlich das, die Staatsausgaben zu vermehren.

Alle werden reich, Keiner allein.

Alle Schwierigkeiten bestehen übrigens nur im Anfange, denn sobald durch entscheidendes Eingreifen dieses Systems in den ganzen gesellschaftlichen Zustand das Mißverhältniß zwischen Reichthum und Armuth, oder was beinahe dasselbe ist, zwischen Kapital und Arbeit gehoben wäre, verlöre die Steuergesetzgebung alles Außerordentliche, was ihr in Folge der Progression nothwendig beiwohnt. — Wenn Alle ziemlich gleichwohlhabend sind, so ist auch die Steuerquote für Alle ziemlich gleich, und die Progression äußerte nur in einzelnen Ausnahmsfällen übergroßer Güteranhäufung ihre ausgleichende Wirkung auf eine in die Augen fallende Art. — Das Reichwerden würde ebensowenig unmöglich gemacht. Sind die Steuern gering, was bei sparsam und zweckmäßig eingerichtetem Staatshaushalt gar keine Unmöglichkeit ist, so erreicht die Steuerquote nur die Hälfte, nicht einmal ein Viertel des reinen Einkommens von jedem Einzelnen; zwei bis drei Viertel können also immer als Ersparnisse zurückgelegt werden. Der einzige, aber auch höchst wichtige Unterschied wäre aber dann dieses, daß es Einzelnen, vom Glück besonders Begünstigten, nicht mehr möglich wäre, die Andern im Erwerbe weit aus zu überflügeln, um sie sodann durch das Gewicht ihrer gesammelten Reichthümer darnieder zu halten, und allmählig die Sclaverei des Elends um ihre Nacken zu schlingen.

Die Geldaristokratie hätte ein Ende. Reich könnte Jeder werden, aber nie für sich allein, und zum Schaden seiner Mitmenschen, sondern bloß in Gesellschaft aller Uebrigen. In geschlossener Colonne rückte man dann zum Erwerbe aus, Keiner könnte voraneilen, um das Beste vorweg zu nehmen, Keiner bliebe verschmachtend auf dem Wege zurück.

Erhebungsart der progressiven Steuer.

Mancher, der an den bisher dargestellten Ansichten nichts besonderes auszusetzen findet, wird vielleicht große Zweifel gegen die Ausführbarkeit der Maßregel hegen, und in der That ist es auch hauptsächlich dieser Punkt, gegen welchen die meisten Angriffe gerichtet wurden, namentlich z. B in neuester Zeit von Corcelles. Die Ursache ist aber leicht aufzufinden; die progressiven Steuersysteme, gegen welche zu Felde gezogen wurde, hatten wirklich bedeutende Mängel. So war es leicht, diese aufzudecken und bei Gelegenheit das ganze System zu verschreien. Wir wollen sehen, ob es eben so leicht ist, die hier auseinandergesetzte Erhebungsart als nichtig darzuthun.

Die Sache ist durchaus leicht und einfach. Die Regierung bestimme, wie viel sie dieses Jahr an Steuerbeiträgen braucht, und vertheile diese Summe nach einem genauen Steuerregister, dessen Anfertigung wir sogleich näher besprechen werden, auf die Provinzen oder Kreise. Die Regierung dieses Bezirks vertheilt die auf sie gefallene Summe nach demselben Register weiter auf die Unterbezirke, je nach deren Einkommen und so fort, die Unterbezirke auf die Gemeinden, welche alsdann die auf sie gefallene Summe auf die Einzelnen vertheilen. Diese letztern liefern sodann ihre Beiträge an die aufgestellten Steuereinnehmer ab, und damit ist das ganze Geschäft abgethan. Oder um noch kürzer zu gehen:

Es vertheilt die Central-Regierung die für sie nöthigen Abgaben unmittelbar auf die Gemeinden, die Provinzial-Regierungen thun dieß in Bezug auf ihre Ausgaben u. s. w., so daß keine Behörde einen Zwischenmann bei Erhebung der ihr zukommenden Gelder nöthig hat. Welche von beiden Arten besser sei, entscheidet die Verwaltungslehre, die hier nicht abgehandelt wird.

Das Steuer-Register wird durch einen vom Staate angestellten Beamten angefertigt, und jedes Jahr nach den vorgekommenen Ab- und Zunahmen im Vermögensstand der Steuerpflichtigen abgeändert.

Da in den öffentlichen Büchern das Einkommen jedes Einzelnen, wie oben ausgeführt, verzeichnet ist, so ist dieses eine leichte Operation. Die nöthigen Abänderungen erfährt er aus den öffentlichen Taxationen der Steuerpflichtigen unter sich, und aus den Urtheilen der Steuergerichte; er hat also bloß ein Namensverzeichniß aller Steuerpflichtigen mit Angabe des reinen Einkommens jedes derselben niederzuschreiben. Nur eines ist noch hiebei erforderlich; um der obersten Behörde das Vertheilen der Abgaben im Sinne der Progression möglich zu machen. Der Steuerbeamte muß neben der wirklichen Summe des reinen Einkommens der

Steuerpflichtigen, das er im Register notirt, dieselbe Summe auch noch nach ihrem fingirten Werth, den sie in Bezug auf Zahlung der progressiven Steuer hat, angeben.

Ein Beispiel wird dieß gleich klar machen:

Eine Gemeinde bestehe, um es kurz zu machen, aus drei Familien:

A davon hätte bloß	100 fl.	reines Einkommen.
B „ „ „	300 fl.	„ „
C „ „ „	600 fl.	„ „
Diese haben also zusammen	1000 fl.	reines Einkommen.

Eine andere Gemeinde habe fünf Familien, die ebenfalls zusammen 1000 fl. reines Einkommen hätten, und zwar jede Familie 200 fl. Erhält nun die höhere Regierungsbehörde diese beiden Summen, so kann sie unmöglich darnach die progressive Steuer vertheilen, denn sie müßte, da sie von dem Einkommen jedes Einzelnen nicht Notiz nehmen kann, was sonst unendliche Rechnerei verursachte, die Steuer für beide Gemeinden gleich bestimmen, was ungerecht wäre, denn nach unserer Progression zahlt die erste Gemeinde 28 fl. — nämlich:

A von 100 fl. (1 %)	oder 1 fl.	(wenn die pCt. in Gulden bestehen.)
B von 300 fl. (= 1 + 2 + 3)	oder 6 fl.	
C von 600 fl. (1 + 2 + 3 + 4 + 5 + 6)	21 fl.	
Summa	28 fl.	

Dagegen würde die zweite Gemeinde, obgleich sie eben so viel reines Einkommen hat, aber weil es anders, und unter mehr Personen vertheilt ist, bloß 15 fl. bezahlen, nämlich:

A hat 200 fl.	Einkommen (1 + 2 %)	= 3 fl.
B „ 200 „	(1 + 2)	= 3 „
C „ 200 „	do.	= 3 „
D „ 200 „	do.	= 3 „
E „ 200 „	do.	= 3 „
1000 fl.	Summa	15 fl.

Der Steuerbeamte muß diesen wichtigen Unterschied im Register bemerklich machen, er setzt also bei der ersten Gemeinde:

A hat wirkliches Einkommen	100 fl.	—	fingirtes ebenfalls	100 fl.
B „ „ „	300 „	—	„	600 „
C „ „ „	600 „	—	„	2100 „
Summe des wirklichen Einkommens	1000 fl.	—	fingirtes	2800 fl.

Denn B muß für seine 300 fl. 6 % bezahlen, diese 300 fl. haben also in Bezug auf Steuervertheilung den Werth von 600 fl., und die 600 fl. des C den Steuerwerth von 2100 fl.

Ebenso haben bei der zweiten Gemeinde die 200 fl. jeder Familie den fingirten Werth von 300 fl., und werden vom Steuerregister auf diese Art nebenbei notirt. Diese ganze Gemeinde käme demnach mit 1500 fl. in die Steuer, die erste mit 2800 fl. — So erhalten die obern Behörden die Summen des Einkommens jeder Gemeinde doppelt, im wirklichen und fingirten Werth, und haben so eine ganz genaue Einsicht in den Reichthum des Landes, wissen, wie viel Einkommen wirklich vorhanden ist, und auf welche Art dieß, ohne die Pflichtigen zu drücken, besteuert werden kann; denn sie haben dann weiter nichts zu thun, als ganz einfach die Abgaben, welche sie jedes Jahr brauchen, auf das *fingirte Einkommen* der Provinzen oder der Gemeinden unmittelbar zu vertheilen.

Wären z. B. im fraglichen Jahre die Steuern auf 5 % vom reinen Einkommen festgesetzt, so müßte die erstere der obigen Gemeinden, welche ein fingirtes Einkommen von 2800 fl. hat, 140 fl. abgeben, die zweite aber, welche bloß 1500 fl. fingirtes Einkommen hat, bloß 75 fl., obgleich das wirkliche Einkommen beider Gemeinden ein gleiches von 1000 fl. ist.

Betragen nun die Gemeindeabgaben z. B. eben so viel, als die an den Staat, so hätte die erstere Gemeinde 280 fl., die andere 150 fl. abzutragen, von den 1000 fl. wirklichem Einkommen blieb mithin der erstern bloß 720 fl. Rest, der andern 850 fl. Dieser größere Rest gehört aber fünf Familien, während die kleinere sich bloß unter drei vertheilt, mithin kommen letztere doch nicht zu kurz.

Ich habe meine guten Gründe, warum ich hier beispielsweise die Staatsabgaben so nieder annahm; man wird später sehen, *daß es Mittel gibt, die Staatsausgaben wenigstens um die Hälfte oder zwei Drittel zu verringern, ohne die Beamten deßhalb im geringsten schlechter zu besolden, als jetzt, ohne ihre Zahl zu verringern, und ohne an den bestehenden Staatseinrichtungen etwas zu ändern.* Natürlich

würden die letztern zweckdienlicher organisirt, so wäre die Ersparniß um so größer.

Wie bewirkt man die gegenseitige

Controle der Steuerpflichtigen?

Dieß zu erreichen ist ein Hauptpunct; denn ohne Mithülfe der Pflichtigen selbst wäre es den Beamten rein unmöglich, das Einkommen irgend Jemandes auch nur halbwegs zu erfahren. Zum Glück erlangen wir diese Hülfe eben so leicht und einfach, wie alles Uebrige.

Die Regierung erhält das Einkommen-Register aus jeder Gemeinde oder meinetwegen bloß die Summe des Einkommens der Gemeinden einer ganzen Provinz zugeschickt.

Vorher muß es erst angefertigt sein. Dieß erfordert Zeit, die Regierung ihrer Seits stellt ihr Budget auf, dies wird in den gesetzgebenden Kammern hin und her deliberirt, endlich angenommen, nun erst die Abgaben auf die Gemeinden vertheilt, und jeder ihre Rechnung zugeschickt; das dauert ebenfalls wieder einige Monate, so daß man im Durchschnitt annehmen kann, daß von der Zeit, wo die Steuerpflichtigen ihre Vermögensangaben machten, bis dahin, wo Jeder seinen darauf basirten Steuerzettel erhält, ein Jahr verstrichen ist. Während dieser Zeit kann gar mancherlei vergangen sein, der eine ist reicher, der andere ärmer geworden. Das Steuer-Register, das voriges Jahr gepaßt hat, ist nun in manchen Puncten unrichtig, und würde man die Einzelnen noch darnach besteuern wollen, so fänden oft die größten Ungerechtigkeiten statt. Wie helfen?

Die Regierung bestimme die Steuerquoten für jede Gemeinde nach dem im vorigen Jahr angefertigten Register, überlasse es aber den Gemeindebürgern, die so ihnen im Ganzen zuerkannte Summe nun nach den seither erfolgten Veränderungen des Vermögensstandes unter sich zu repartiren.

Auf diese Art findet keine Ungerechtigkeit mehr statt, denn wenn auch gleich der Vermögensstand der Einzelnen häufigem Wechsel ausgesetzt ist, der einer ganzen Gemeinde, namentlich wo sie gleichmäßig gebildet sind, ändert sich in der Regel innerhalb eines Jahres nicht. (Außerordentliche Ereignisse, wie Hagelschlag, Ueberschwemmungen, abgerechnet, worauf natürlich schon von den Oberbehörden bei der Steuervertheilung Rücksicht genommen werden muß.) Denn, um so viel als der Eine ärmer, wurde

der Andere reicher, so daß sich das Einkommen der ganzen Gemeinde noch mehr, aber einer Provinz ziemlich gleich bleibt, versteht sich in so kurzer Zeit, wie hier die Rede ist.

Auf der andern Seite erreichen wir durch diese Maaßregel den großen Vortheil, daß die Steuerpflichtigen einer Gemeinde jedes Jahr eine fixe, unabänderbare Summe unter sich zu vertheilen haben. Um wie viel also der Eine weniger bezahlt, um so viel muß der Andere mehr beitragen.

Dieß lehrt Jeden aufmerken, ob die Angaben seines Nachbars auch richtig sind, und Betrügereien werden kaum möglich sein; geschieht es dennoch, so ist es der Schaden derer, die nicht Acht geben, denn sie müssen nun den Verlust an Einnahme aus eigener Tasche ersetzen; die Regierung kann diesem Allem ganz ruhig zusehen, ohne sich in den Zank zu mischen, denn die ausgeschriebene Summe zu erhalten, ist sie gewiß, mag sie nun bezahlen wer will. Der Steuerbeamte hat sich bloß das Resultat aller Verhandlungen unter den Pflichtigen sowohl, als vor den Steuergerichten zu notiren, um darnach das Register für's nächste Jahr anzufertigen, das auf solche Art nothwendig immer genauer wird. Nach diesem zweiten Register wird nun von der Regierung wieder die Quote für jede Gemeinde berechnet, welche sodann ihrerseits die ihr zugetheilte Summe, nach den abermals erfolgten Vermögensänderungen unter die einzelnen Steuerpflichtigen repartirt, und so fort. Nach mehreren Jahren würde hiedurch das Steuerregister so genau, das Vermögen der Pflichtigen so wenig unter sich an Größe verschieden, Ab- und Zunahme darin so augenfällig, daß auch selbst der Streit unter den Steuerpflichtigen verschwände, Betrügereien kaum vorkämen, und die Steuergerichte nur als Ausnahme in's Mittel zu treten hätten.

Steuergerichte und Geschworne.

Nun noch zum Schluß ein Wort über die Schlichtung der Streitigkeiten unter den Steuerpflichtigen in Bezug auf die Richtigkeit ihrer Angaben. Wir haben schon früher bemerkt, daß, wo alle anderen Hülfsmittel mehr oder weniger uns verlassen, Taxation das Endmittel sei, um über den Betrag des Einkommens der Leute ins Reine zu kommen. Diese Schätzung muß in gerichtlicher Form vorgenommen werden, wenn man Garantien für ihre Billigkeit haben will. Kläger in der Sache sind alle diejenigen, welche durch unrichtige Angaben des Beklagten, Schaden leiden, oder, wenn sie nicht können oder wollen, statt ihrer

der vom Staate angestellte Beamte, der hier als Staats- oder Steueranwalt im öffentlichen Interesse auftritt. Beweismittel für und gegen sind die öffentlichen Bücher, worin alle unbeweglichen Güter nebst deren Werth, so wie alle Arten von einklagbaren Forderungen und Schulden aufgezeichnet sind. Dann die Gesetze, wodurch die Gewerbe, nach der Art, wie sie betrieben werden, in Classen geordnet sind, und der dabei zu erzielende Gewinn im Allgemeinen angegeben ist.

Reichen diese Beweismittel nicht so aus, so nimmt mann seine Zuflucht zu dem Aufwand, den der Beklagte zu machen pflegt, indem man von Jedem annehmen muß, daß sein Aufwand im Verhältniß zu seinem Einkommen stehe; wo nicht, sogehört er als Verschwender unter vormundschaftliche Aufsicht.

Ueber diese Dinge muß nun nach Recht und Billigkeit geurtheilt, und gerichtlich erklärt werden: „Nach Bestand der Sache sei anzunehmen, daß das Einkommen des Beklagten so und so viel betrage"; die Hauptsache ist also die Schäzzung; dazu brauchen wir kunstverständige Leute, welche Welt und Menschen kennen, unter ihnen leben, und mit ja und nein über die vorgelegten Fragen entscheiden, während eigentliche Rechtsgelehrte bloß den Proceß leiten.

Passende Geschworne aufzufinden, wird keine Unmöglichkeit sein; man hat bloß zu vermeiden, daß sie mit einer der streitenden Partheien verwandt oder persönlich verfeindet seien, daß einerlei Interesse oder Brodneid mit in's Spiel kommen, daß alle aus derselben Gemeinde seien, und ähnliche Vorsichtsmaaßregeln mehr, die bei Erwählung jeder Art von Kunstverständigen schon überall in den Gesetzen vorgeschrieben sind.

Ganz etwas anderes ist es, wenn förmliche Betrügereien vorfallen; diese gehören nicht vor die eben genannten Taxationsgerichte, sondern vor die gewöhnlichen Strafgerichte. Denn es ist ein großer Unterschied, ob ich meine Einkünfte zu nieder berechne, was in solchem Falle wohl Jedem sich ereignen kann, oder ob ich absichtlich betrüge. Wollte man Jeden strafen, dessen Angabe nicht ganz genau ist, so würde die halbe Welt ein Zuchthaus. Solche Strenge ist höchst überflüssig, denn durch Schätzungen kann man überall nachhelfen, und die Angaben erhöhen. — Man würde auch gar nicht einmal den Zweck erreichen, denn es ist ein altbekannter Satz, je strenger die Strafen, desto weniger kommen sie zum Vollzug. Mag es auch wahr sein, daß die allgemeine Tendenz, niedere Vermögensangaben zu machen, nach und nach dazu führt, daß die ganze Summe des

National-Einkommens geringer lautet, als sie in Wahrheit ist, so hat dieß gar nichts zu bedeuten, eben weil diese Tendenz allgemein ist.

Die Regierung kann hier einfach nachhelfen, sie erhöht die Steuerquote, dann kommt wieder alles in Ordnung. Bloß der Nominalwerth des Nationalreichthums ist geringer.

Dieses wäre die Auseinandersetzung des progressiven Steuersystems; ich wünsche, daß es mir gelungen sein möge, Jedem verständlich gewesen zu sein, die nun folgende Beleuchtung der wichtigsten Einwürfe dagegen wird die Sache noch klarer machen.

Dritter Theil.

Dritter Theil.

Einwürfe, die gegen progressive Steuern gemacht wurden.

Als der französische Nationalconvent progressive Steuern decretirte, jedoch ohne die Art derselben genauer zu bestimmen, schrieb ein gewisser Jollivet eine Broschüre dagegen. Dann ruhete die Sache bis zur Julirevolution, wo man wieder viel von diesem Mittel, das Elend der Armen zu mildern, sprach; die St. Simonisten gingen darin voran. Hingegen schrieb ein François de Corcelles eine neue Broschüre, in der er, nebst eigenen Bemerkungen Jollivets Einwürfe wiederholt, aber auch kein anderes Mittel, dem Elende abzuhelfen, angibt. Adam Smith und später Sismondi hatten ebenfalls mancherlei an der progressiven Steuer auszusetzen, eben so wie noch mehrere Andere, die ich übergehen muß, da ich hier keine Geschichte der Nationalöconomie zu schreiben beabsichtige.

Der Grundfehler fast aller dieser Männer ist der, daß sie **zwischen Reichthum und Glück der Menschen nicht zu unterscheiden wissen**, daß sie meinen, wenn nur baar Geld im Lande sei, dann wäre Alles gut; ob nun dieß in den Händen weniger wuchere, während $^9/_{10}$ der Bevölkerung am Hungertuche nagen, dieß übersehen sie fast allgemein.

Die Frage, um die es sich hier handelt, lautet aber ganz anders: „**Wodurch erreichen wir Glück, Wohlstand und Zufriedenheit Aller**, so weit dieß überhaupt auf Erden möglich ist? Erwerben von Reichthümern ist hievon durchaus verschieden, es ist bloß Mittel hierzu, und in so weit wünschenswerth, als es nicht übertrieben wird, schädlich aber, und geradezu alles Glück zerstörend wirkt dieß Streben, sobald es in zügelloser Habsucht dazu führt, daß Wenige durch Besitz verhältnißmäßig übergroßer Reichthümer Herren der Uebrigen werden, und so die Mehrzahl durch die Schrecken des Hungertodes in Sclaverei erhalten. Diesem Zustande wird nicht durch halbe Maßregeln geholfen, sondern durch **Zerstörung des Mißverhältnisses im Vermögen und Verhinderung der Ueber-**

völkerung, d. h. durch den Zustand des Gütergleichgewichts. Das erste erreichen wir einzig und allein durch progressive Steuern, denn Gütergemeinschaft, oder Gleichheit, schadet auf der andern Seite 10 Mal mehr, als es auf dieser nützen könnte. Wie man aber Bevölkerung und Lebensmittel ohne Gewaltsmaßregeln im Gleichgewicht erhält, werden wir in der nächsten Abtheilung sehen.

Alle Einwürfe gegen progressive Steuern lassen sich auf drei zurückführen:

1) Es sei nicht möglich, den beweglichen Reichthum zu taxiren, weil sich die Kapitalisten, Kaufleute und Spekulanten nicht in die Karte sehen ließen.

2) Gelänge dieß, so würden die Güter so zertheilt, daß keine großen Unternehmungen weder im Feldbau, noch in Fabriken und andern Industriezweigen möglich seien, und in Folge dessen namentlich auch die großen Städte verschwänden.

3) Würde nach und nach aus Mangel an Arbeitseifer, oder aus Armuth, alles reine Einkommen verschwinden, so daß nichts mehr da sei, wovon man Steuer erheben könnte.

Einen vierten Einwand, nämlich den, daß, wenn der Luxus verschwände, der Reichthum dadurch abnähme, will ich seiner Lächerlichkeit wegen bloß berühren. Wenn ich im ganzen Lande Milliarden zusammenscharre, so ist's allerdings am Ende besser, wenn ich sie wieder ausgebe, als wenn ich sie in Keller vergrabe. Daß aber dadurch einige Residenz-Städte in Verdienst gesetzt werden, wiegt noch lange nicht das Elend auf, das durch das Auspressen hoher Steuern und wucherliche Spekulationen dem ganzen Lande bereitet wird. Wer an die kostbaren Narrheiten der vornehmen Welt gewöhnt ist, dem wird das Abgewöhnen derselben allerdings übelschmecken; es hat aber dieß nichts zu sagen, seit 50 Jahren hat man in manchen sauren Apfel gebissen, man wird auch noch diesen verdauen lernen, und zwar gewiß eher, als die Armen lernen werden, mit Hobelspänen den Mund zu stillen.

Erster Haupteinwurf.

Wie taxirt man die Kapitalisten?

Was nun den ersten Einwurf, die Unerreichbarkeit der Kapitalisten durch Taxation betrifft, so ist dieß nicht halb so schlimm, als es scheint, was man schon daraus sehen kann, daß man gerade für diese in vielen Ländern eine Einkommensteuer eingeführt hat, z. B. in Hamburg, Frankfurt a/M., in Genf; deßgleichen in den italienischen und deutschen Republiken des Mittelalters. Daß

dieß System hier nicht vollständig gehandhabt wurde, lag in den steifen Rechtsbegriffen jener Zeit, nicht weil die Maßregel unzweckmäßig wäre; mag es auch sein, daß bei der Taxation Mancher wohlfeileren Kaufs durchkömmt, als sein sollte, so ist's doch immer besser, als wenn er, wie heutzutag der Kapitalist, so wenig bezahlt, daß es kaum eines Redens werth ist.

Im Uebrigen hat man in den beiden größten Handelsstädten Deutschlands, Hamburg und Frankfurt, die Erfahrung gemacht, daß nie ein Kapitalist zu wenig Einkommen angab, wohl aber seines Credits wegen zu viel. Dieß ist auch sehr natürlich und würde überall stattfinden. Denn wenn der Kaufmann mehr Steuern geben muß, so ist dieß nicht unbillig, denn gibt er mehr Einkommen an, als er hat, so hat er auch mehr Credit, welcher ihm so viel als baares Geld einträgt; gibt er weniger an, so hat er mehr Schaden durch seinen geringern Credit, als Vortheil dadurch, daß er weniger Steuern bezahlt.

Glaubt man, es werde dem Handel schaden, wenn der wahre Bestand des Vermögens der Geschäftsleute allgemein klar vor Jedermanns Augen läge? O, nein, im Gegentheil! Das öffentliche Zutrauen würde unendlich gewinnen, der Credit steigen; und mehr Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit in den Geschäftsgang kommen. Seit wann leiht man ohne Gefahr dem Ackersmann Geld auf seine Güter? Seit deren Werth und Lasten in den Grundbüchern von Jedem nachgesehen werden können. Woher dagegen die zahllosen Banquerotte der Kaufleute? Weil Jeder derselben nichts eifrigeres zu thun weiß, als Allen, die mit ihm in Berührung kommen, einen blauen Dunst von der Unversiegbarkeit seiner Kapitale und dem gewaltigen Umfang seiner Geschäftsverbindungen vorzumachen. Daß diese Schwindeleien mit zahllosen Banquerotten enden, ist dann ganz in der Ordnung. Anders wäre es, wo man das Vermögen der Leute genau kennt. Da würde Keiner so leicht das Opfer betrügerischer Spekulationen werden, eben so wenig als der Andere schnell zu außerordentlichem Reichthum gelangen könnte. Das Schwankende in Handel und Wandel machte einem ruhigen, soliden Geschäftsgange Platz, die unvorhergesehenen plötzlichen Handelskrisen, die in unserer Zeit alle Paar Jahre Millionen von Menschen ins Elend werfen, kehrten nicht wieder, denn alles beruhte sodann auf dem metallenen Boden des wirklichen Vermögens, nicht mehr auf dem luftigen Credit des Papierwesens.

Es ist dann leicht, in den Strafgesetzen den Fall des betrüglichen Banquerotts festzusetzen; denn sobald Jemand größere Geschäfte macht, als nach seinen Vermögensangaben bei der Steuerbehörde zu erwarten steht, so betrügt er entweder seine Handelsfreunde, indem er mehr Vermögen heuchelt, als er hat, oder den

Staat, indem er diesem weniger angibt, als er wirklich besitzt. In beiden Fällen ist er Betrüger und strafbar. Der wahre Credit beruht überhaupt nicht einmal so sehr auf großen Kapitalen, als auf dem Vertrauen in die Rechtlichkeit, Geschäftskenntnisse und Besonnenheit des Handeltreibenden. Mit diesen kommt man sicherlich weiter, als mit Scheinreichthum, den am Ende Jeder vorspiegeln kann, von dem mithin auch Jeder Andere weiß, was er davon zu halten hat.

Den unverhältnißmäßig übertriebenen Credit Einzelner zu ruiniren, ist übrigens ebenso dringend nöthig, wie den übertriebenen wirklichen Reichthum, denn der eine ist für die Unabhängigkeit der Aermern eben so gefährlich, wie der andere. Credit bringt Geld, wie Geld Credit. Ist es noch nicht genug, daß ein Millionär millionen Mal mächtiger ist, als einer, der nur Einen Gulden besitzt? Nein, der Millionär hat noch für weitere 10 Millionen Credit, während man dem Andern keine 30 Kreuzer auf seinen Gulden hin leiht. Der Credit steigt in doppelter und dreifacher Progression, sobald nur das wirkliche Vermögen einigermaßen beträchtlich wird. Dieß ist eben das Unheil dieser luftigen Wirthschaft.

Es ist ganz dasselbe, wie mit dem Staats-Credit. Je mehr eine Regierung solchen hat, desto weniger hängt sie in jedem Moment von den Steuerpflichtigen ab, hat sich also auch um so weniger um deren Wünsche zu bekümmern. Mein achtbarer Landsmann, der badische Minister Nebenius, hat ein vortreffliches Werk geschrieben, wie der Staat sich brav Credit verschaffe: besser hätte er gethan, uns zu schreiben, wie der Staatscredit am leichtesten zu ruiniren sei; seine Landsleute würden ihm mehr Dank dafür wissen.

Wir können mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß in der Regel kein Geschäftsmann sein Einkommen geringer angeben wird, als es wirklich ist, eben seines Credits wegen; dem ungeachtet aber sind wir nicht im Geringsten bloß auf den guten Willen desselben bei dieser Operation verwiesen.

Gegenseitige Taxation der Kaufleute unter sich, in der Art, wie wir es bei der Vertheilung der Steuerquoten in jeder Gemeinde auseinander setzten, hilft auch hier vollkommen aus. — Denn unter sich kennen sich die Geschäftsleute einer Gegend recht gut, und wissen, wie viel oder wenig Einkommen sie einem Jeden zutrauen dürfen. Das lernen sie ohne viele Mühe in Folge ihrer Handelsverbindungen, persönlichen Bekanntschaften, oder der Brodneid zwingt sie, ihre Augen auf ihre Nachbarn zu richten. Man hat also nur, wie oben bemerkt, eine fixe Summe zur Bezahlung ihnen aufzulegen, so vertheilen sie diese nach ihrem Einkommen unter sich richtig auf Heller und Pfennig. Steht der Steuerbeamte dabei, und notirt sich alles, was beim Hin- und Herreden an den

Tag kömmt, so hat er für das nächste Jahr eine sichere Basis für seinen Cataster, der nach jeder Taxation immer genauer wird.

Daß die Sache dennoch Schwierigkeiten hat, und mancher Betrug mit unterlaufen wird, versteht sich von selbst. Dieß wird namentlich immer so versucht werden, daß man sein Vermögen dem äußern Schein nach theilt in 2, 3 besondere Handelshäuser, oder wenn es Grundgüter sind, sie mehreren Pächtern gibt, gleichsam als hätte man sie ihnen verkauft, in der Absicht, der hohen Progression zu entgehen. Denn bei gleich großem Einkommen bezahlt ein Gut bei weitem weniger Steuer, wenn es unter mehrere getheilt ist, als wo das Einkommen von Einer Person allein bezogen wird.

Dieß sieht aber nur auf den ersten Blick gefährlich aus. Alle Verkäufe, Abtretungen zu Eigenthum, unter welcher Form es sei, müssen jetzt schon, um gültig zu sein, in den öffentlichen Büchern eingetragen werden. Sind sie es, so ist der neu eingetragene Erwerber gesetzlich Herr und Meister über die Sache, und kann damit machen, was er will. Wer kann ihn nun zwingen, heimlich abgeschlossene Verträge von Zinszahlung, Obereigenthum, Ungültigkeit des öffentlichen Verkaufs u. dgl. zu halten? Gesetzlich existirt hiezu kein Mittel. Denn sobald der wahre, aber verdeckte Eigenthümer seinen Pächter oder Commis zur Rückgabe des Scheinkaufsobjekts, oder der fälligen Zinszahlung vor Gericht nöthigen will, was unter 100 Fällen 99 Mal nothwendig wäre (denn wer bezahlt, wenn er nicht muß?), so gibt er selbst seine Betrügerei kund, und verliert nun zur Strafe, von Gott und Rechtswegen, das Eigenthum über die streitigen Gegenstände. Oder glaubt man vielleicht, die Leute würden unter einander ehrlicher sein. Ein rechtschaffener Mann gibt sich vornweg gar nicht zur fraglichen Spekulation her, und einem Gewissenlosen wird Niemand sein Eigenthum ohne alle Garantie anvertrauen wollen. Mithin käme die Sache selten wirklich zur Ausführung, allenfalls unter Verwandten, indem z. B. der Vater sein Vermögen noch bei Lebzeiten unter die Kinder vertheilt. Dieß Arrangement ist aber etwas ganz unschuldiges, natürliches, dauert auch nur kurze Zeit, bis zum Tode der Eltern, wo ja ohnehin das Vermögen wäre getheilt worden. Auf andere Art würde eine solche Vertheilung, um das Gesetz zu umgehen, selten von Bestand und Nutzen sein, also Ausnahme bleiben.

Gerade eben so ist's, wenn ein reicher Kapitalist heimlich seine Gelder ausleihen wollte, ohne in den Hypothekenbüchern die Sache einschreiben zu lassen. Hält man strenge darauf, daß Summen von einiger Beträchtlichkeit nur dann eingeklagt werden können, wenn sie öffentlich eingetragen

sind, schafft man alle Einschreibgebühren und unnöthigen Formalitäten ab, so wird auch durch heimliches Geldausleihen selten das Gesetz umgangen werden. Ueberhaupt bemerkt, finden alle diese Schwierigkeiten nur im Anfange statt, wo die Folgen der jetzigen verderblichen Einrichtungen hinüber greifen. Sollte es einmal so weit kommen, daß die progressive Steuer in einem Lande eingeführt und mit Beharrlichkeit gehandhabt würde, so würde allmählig die Ungleichheit im Vermögensbesitz schwinden, mehr und mehr würde man sich dem Zustande nähern, wo alle ziemlich gleich reich wären.

Das Taxiren macht sich dann außerordentlich leicht, es hätte dann der Eine ziemlich eben so viel als der Andere. Wer weniger hat, mag's beweisen, wer mehr hat, dem ist es umgekehrt leicht zu beweisen, eben weil dieß als Ausnahmsverhältniß allgemein in die Augen fallen wird. Von dem jetzigen Zustande der schreiendsten Ungleichheit kann man unmöglich Schluß auf andere Zeiten machen, wo Alles nach dem entgegengesetzten Ziel hinstrebt. Daß alle Diejenigen, deren Habsucht Schranken gesetzt würden, die Steuer höchst unbrauchbar finden, versteht sich von selbst. Niemals wird Jemand Grundsätze anerkennen, die seinem Interesse zuwiderlaufen. Man wird aus vollem Halse schreien, daß aller Handel dadurch ruinirt, alle industrielle Thätigkeit gelähmt würde; man könne dann für keine Unternehmung mehr die erforderlichen Kapitale auftreiben u. s. w. Solches Gerede muß man anhören, wie die casuistischen Spitzfindigkeiten der Theologen, oder die ellenlangen Rechtsdeduktionen der Juristen; wenn die Welt sich um dergleichen verschimmelte Weisheit hätte bekümmern wollen, so hätten wir heutzutage eben so gut noch Hexenprocesse und Leibeigene, wie in den guten alten Zeiten. Die Reformation und ihre Folgen brachen die Uebermacht der Geistlichkeit, die französische Revolution die Privilegien des Adels. Der Kampf, der heute geführt wird, gilt der Geldaristokratie, der Uebermacht des Reichthums. Dieß ist der wichtigste, hartnäckigste, aber auch folgenreichste. Keine Macht der Erde wird ihn verhindern, denn das Mißverhältniß zwischen dem Elend der großen Mehrheit und der verschwenderischen Ueppigkeit verhältnißmäßig Weniger ist zu schreiend, als daß den Erstern nicht sollten die Augen aufgehen. — Aber mit blindem Toben und Umwerfen ist nichts gethan, klüger wäre es, in Ruhe sich zu verständigen, und in Geduld so viel nachzugeben, als nun einmal die dringende Nothwendigkeit verlangt, ehe man es über kurz oder lang auf schlimmere Art verliert. Es handelt sich ja nicht darum, Jemand seines Eigenthums zu berauben, sondern bloß um gleichmäßigere Steuervertheilung. — Nach der auseinandergesetzten Progression bleibt im schlimmsten Falle immer noch die Hälfte des Einkommens jedem

steuerpflichtigen als Prämie für seine Thätigkeit, in der Regel aber weit mehr, ährend jetzt Millionen mit dem sauersten Schweiße kaum das trockne Brod erbrigen. Daß es nicht immer ganz genau möglich ist, das Einkommen der Kapialisten zu taxiren, daß also manchmal der eine oder andere wohlfeilern Kaufes archkäme, als sein soll, bedeutet als Einwurf gegen das ganze System lediglich ar nichts. Es wäre bloß Veranlassung, nach sicheren Taxationsmitteln sich mzusehen, nicht aber die jetzigen Einrichtungen beizubehalten, wo der Kapitalist der Regel gar nichts, höchstens an indirekten Steuern etwas weniges für die Staatsbedürfnisse beiträgt. — Dieser Haupteinwurf gegen gerechtere Besteuerung autet gar zu drollig, wenn man ihn in seiner wahren Gestalt hinstellt. Ihr eben Leute, sagt der Kapitalist, weil ihr mir nicht an der Nase absehen könnet, ie reich ich bin, ich also immer im Stande sein werde, Euch zu betrügen, so esteuert mich lieber gar nicht, und tragt alle Staatskosten allein; seht, wenn ich ann gar nichts mehr zu bezahlen habe, dann suche ich Euch auch nicht mehr zu etrügen.

Daß die indirekten Abgaben bloß auf den Armen liegen, während sie den Kapitalisten verhältnißmäßig fast gar nicht treffen, ist ein zu bekannter Satz, als aß ich noch Worte darüber verlieren möchte.

Es gibt gegen gerechtere Besteuerung bloß einen einzigen Grund, der stichaltig ist: die Kapitalisten lieben das Bezahlen eben so wenig, wie Jeder Andere, nd will man sie dazu heranbekommen, so muß man sie halt zwingen, wie jeden ndern auch. Sobald man einmal aufhört, ihnen Complimente zu machen, so ibt sich Alles Uebrige leicht.

Wie besteuert man Handelsgesellschaften und Aktieninhaber?

Man glaubt große Schwierigkeiten an den Handelsgesellschaften und dem Papier- und Staatsschuldenwesen zu finden; man sagt, wenn die Progression kein roßes Vermögen entstehen läßt, so können ja auch die zu kostspieligen Unternehmungen nöthigen Kapitale nicht zusammen gebracht werden? Antwort: Man esteuert das Associationsvermögen gar nicht, sondern nur das reine Einkommen, das jeder Theilnehmer an der Unternehmung zieht. Denn aller Profit, der aus derselben gewonnen wird, vertheilt sich unter die Aktieninhaber, und bildet einen Theil von deren Einkommen, kommt mithin als olches bei der Besteuerung in Betracht. Man kann also nach Belieben Millionen usammen werfen, Alles damit betreiben, wie heutzutage auch; die Steuer macht nicht das geringste Hinderniß. — Bloß müssen die Aktien auf geringere Summen

lauten, damit auch die minder Begüterten eine nehmen können. Dann wird d Zahl der Inhaber größer, Profit und Verlust vertheilt sich dann unter Viele, er hebt und ruinirt nicht einzelne Wenige in kurzer Zeit, somit gewinnt Alles ein stätern Gang.

Nun aber, wie erfährt man, wie viel Aktien Dieser od Jener im Besitz hat, vorausgesetzt, daß sie au porteur laute und also jede Minute gekauft oder verkauft werden könne Antwort: Man stellt die Aktien nimmer au porteur aus, sondern überträ sie vor dem Notar oder Gericht wie Häuser und Grundstücke, natürlich ohne G bühren zu bezahlen und ohne alle weitere Formalitäten, dann erreichen wir zu ungeheure Vortheile; nämlich: erstlich kann man dann alle Kapitalist besteuern, weil man ihr Vermögen kennt, und dann wird der g meinen Börsenspekulation und allen damit zusammenhängenden Betrügerei ein Ziel gesetzt, weil jeder Schritt öffentlich wird, und alle auf den Schein großen Ve mögens basirte Geschäfte zusammenfallen, eben weil man das Einkommen eines Jed kennt. — Anders ist es nicht möglich; will man so nicht, so muß man sich entschließ dergleichen Papier-Spekulanten ganz unbesteuert zu lassen, wie es jetzt geschieht, zu großen Scandal aller Derer, deren Vermögen in sichtbaren unbeweglichen, also lei festzuhaltenden Gegenständen besteht; daher auch heutzutage dieses Drängen zu Papi geschäften, wodurch dem Bauern und Handwerker die ganze Last auf dem Ha bleibt. Denn, wie gesagt, das Bischen Beitrag, welches durch die indirekt Steuern den Stockjobbern abgenommen wird, ist im Verhältniß zu dem, was d Armen unter dieser Rubrik bezahlen, nicht des Redens werth.

Das Gleiche ist mit den Staatsschuldscheinen, die man eben so g vor Notaren zu Eigenthum übergeben kann, wie jeden andern Schuldschein, d im Hypothekenbuch verzeichnet steht. Dann hat man nicht nöthig, bei Auszahlun der Zinscoupons behufs der Steuer Abzüge zu machen, was allerdings eine Staatsbanquerott nicht viel nachgibt, auch gar nicht progressiv zu berechnen wär — Wenn aber jeder Gläubiger von seinen eingenommenen Zinsen etwas al Steuer abgeben muß, warum soll man den Staatsgläubiger allein durchschlüpfe lassen; Einkommen ist und bleibt Einkommen, es mag herstammen woher es will

Wechselgeschäfte sind ein wesentlicher Theil des Gewerbes der Kaufleu und Banquiers und können als solche tarirt werden, wie heutzutag bei der Ge werbsteuer geschieht. Uebrigens kann man verlangen, daß sie öffentlich ei registrirt werden, widrigenfalls sie nicht wechselrechtlich eingeklag werden können. Dieß geschieht jetzt schon in vielen Ländern der Stempelta

gegen, ist also nichts Neues oder Unmögliches, und genirt den Handel nicht im Geringsten.

Mit solchen Hülfsmitteln langt man gewiß aus, um Kaufleute und Kapitalisten zu taxiren, außerdem aber hat man ja noch den Aufwand, den sie machen, als Beihülfe. Selbst wenn alle andern Mittel fehlschlügen, würde uns dieses nicht verlassen.

Wozu sollte es nützen, sein Einkommen zu verheimlichen, wenn man dann nicht den geringsten Gebrauch mehr davon machen kann? Bloß ein alter Geizhals kann Vergnügen daran finden, in verborgenen Gemächern mit alten Thalern zu spielen. Läßt er sie sehen, oder will er seinen Reichthum genießen, dann trifft ihn die Steuer stärker; will er das nicht, so steckt er das fernere Erwerben auf, und läßt Andern die Bahn frei. Es ist aber gewiß kein Unglück, wenn die Concurrenz etwas abnimmt. Hat Jemand sein Schäfchen ins Trockne gebracht, so daß er und die Seinigen gegen Noth gedeckt sind, so scheint es nicht mehr, als recht und billig, daß nun Andere an die Reihe kommen.

Vor allen Dingen vergeße man aber ja nicht, daß die progressive Steuer das Reichwerden an und für sich gar nicht verhindert; sie hebt bloß das Mißverhältniß zwischen Armuth und Reichthum. Einmal eine Zeitlang eingeführt, wird sie ein Gleichgewicht im Vermögen herstellen, die Steuerquote wird sonach für Alle ziemlich gleich, die Progression verliert das, was sie im Anfange Abschreckendes hat — die hohe Besteuerung einzelner Reichen. Nichts wird hindern, daß nicht sämmtliche Glieder der Gesellschaft zu Wohlhabenheit, zu Reichthum gelangen; Jeder kann Millionär werden, die progressive Steuer wird wenigstens kein Hinderniß in den Weg legen, aber in gleichem Schritte würden die Vermögensverhältnisse zunehmen, entweder werden Alle reich, oder Keiner.

Ist es denn wirklich so etwas Entsetzliches, wenn, wie man sagt, die Kapitalisten auswandern?

Ein Ausweg freilich bleibt immer dem übrig, der der Steuer entgehen will; er packt zusammen und wandert aus. Das geht, so lange dieß System nur in Einem Lande gilt — ein Zustand der auf keinen Fall lange dauern kann, denn entweder hat die Progression allen die heilsamen Folgen, wie sie hier dargestellt werden, dann wird sie auch überall eingeführt werden, und das Auswandern nutzt nichts, oder sie hat diese Folgen nicht, dann hat ihr Bestand auch nirgends Dauer, und das Auswandern ist nicht nöthig.

Im schlimmsten Fall ist nichts verloren, wenn man die Wucherer los wird. Da
Bischen Geld, was Einzelne mitnehmen, vermindert den Reichthum des Lande
nicht; denn bekanntlich richtet sich der Werth des Geldes nach der vorhanden
Menge desselben und der Nachfrage darnach: — ist wenig da, so hat dieß Wen
mehr Werth, so daß man eben so viel Nahrungsmittel dafür kaufen kann, a
vorher mit dem Mehreren. Der ganze Unterschied ist der, daß, wenn ich vorh
auf den Markt ging, um 1 Pfund Butter zu kaufen, ich 20 Sous in d
Tasche stecken mußte, und jetzt, wo das Geld rarer ist, ich für 10 oder 15 Sou
eben so gut mein Pfund erhalte. Denn wäre es anders, so müßten die Eng
länder die Glücklichsten unter der Sonne sein; sie haben das meiste Geld, u
doch am meisten Elend. Was hilft das viele Geld? man kann es nicht esse
will ich in England etwas einkaufen, so kostet es mich dort eben so viel Louisd
als in Deutschland Gulden. Ich muß also in England im Tag 11 Mal m
verdienen, als in Deutschland, wenn ich eben so gut leben will. Glück u
Wohlstand eines Volkes hängen allein davon ab, daß Jeder mit Beharrlichkeit
viel verdient, daß er sein ehrliches Auskommen hat, die im Lande vorhanden
Münzsorten mögen nun in Gold, Silber oder Kupfer bestehen. Denn Geld
nur ein Mittel, um den Austausch der Produkte zu erleichtern, und hat nur
so fern bedeutenden Werth, kann aber im Nothfall recht gut theilweis du
Papiergeld, oder nach Umständen durch gegenseitiges Ab- und Zuschreiben in d
Handelsbüchern ersetzt werden. Uebrigens kommt es nie so weit, denn sobald
einem Lande weniger Geld vorhanden ist, als man braucht, um die vorkommend
Käufe und Verkäufe zu vermitteln, so entsteht große Nachfrage darnach; wer h
gibt es nicht her, ohne daß es ihm, um mich so auszudrücken, gut bezahlt wi
d. h. ohne daß er nicht mehr Waaren dafür bekommt, als früher. — Ist m
in irgend einem andern Lande Ueberfluß daran, so daß es dort weniger We
hat, so ist die beste Handelsspekulation die, man kauft im ersten Lande mit sein
Geld Waaren, weil das Geld rar ist und viel Werth hat, und man also da
viel Waaren erhält; schickt diese in das andere Land, läßt sie dort verkaufen,
erhält dort bedeutend mehr Geld dafür, weil es dort häufig und also wohlfeil i
Dieses für die Waaren eingetauschte Geld bringe ich nach Hause, und kaufe wi
Waaren dafür; verschicke diese, und so fort, bis ich so viel Geld ins Land her
und so viel Waaren hinaus expedirt habe, daß das Gleichgewicht zwischen Bei
im Verhältniß zu deren Werth in allen übrigen Ländern wieder hergestellt i
Solche Schwankungen im Werth des Geldes haben in Ländern, wo die Glü
güter sehr ungleich vertheilt sind, die verderblichsten Folgen, weil alle nach

üheren Verhältnissen abgeschlossenen Verträge nun eine andere Bedeutung bekommen. steigt das Geld am Werth, so verlieren die Schuldner, weil die Geldsumme, die e jetzt heimbezahlen, mehr werth ist, als dieselbe Summe, die sie borgten; um- ekehrt verliert der Gläubiger, wenn der Geldwerth sinkt; er erhält jetzt bei gleichem ominalwerth weniger, als er früher auslieh. Ganz anders wird es, wo Alle emlich gleich reich sind, gleich viel Kapitale und gleich wenig Schulden haben; ag der Geldwerth wechseln, wie er will, die Stellung der Einzelnen unter sich eibt ziemlich gleich. Eine neue Garantie eines soliden Geschäftsganges.

Das Endresultat des Auswanderns derjenigen Reichen, welche die Steuern icht bezahlen wollen, wäre also, daß das Land eben so glücklich und ohlhabend bliebe, als zuvor, bloß daß es die habsüchtigen, gemeinen ubjekte, die Wucherer, Börsenspekulanten, die Filze und Juden los würde, und as wäre kein geringer Vortheil. Man denke sich einmal ein Land, wo alle der- eichen unsaubere Früchtchen ausgetrieben wären! Wäre das wohl ein Schaden ir Treu und Redlichkeit, für allgemeines Zutrauen, für Ehrlichkeit und Sitten- ehalt? Was macht denn das Leben, namentlich der größern Städte, zu einem fuhl aller Gemeinheiten, als weil dieses Gelichter hier ungescheut sein Wesen eibt? — Wie will man an diese Pest der höhern Regionen gelangen, die unter m Mantel der Gesetze — wenigstens ohne sie zu verletzen — in allen Nieder- ächtigkeiten voranleuchten, durch ihr ansteckendes Beispiel Alt und Jung zu ge- einer Denk- und Handlungsweise verleiten? Ei, wir wollen froh sein, wenn ir ein Mittel haben, das, wie der Terpentin die Wanzen, so diese Blutigel der beitenden Bevölkerung vertreibt, und wollen uns hüten, in das Gewinsel kurz- chtiger knickiger Staatsphilosophen einzustimmen, welche Wunder meinen, was für oßes Unglück geschähe, wenn ein Paar Wucherer das Land verlassen. Das mmt noch aus den lieben Zeiten, wo man gewöhnt war, das Glück eines olkes nach den Geldsäcken zu berechnen, die nach den Listen des Finanzministers r Land befindlich sein sollten, und wo man glaubte, nichts Klügeres thun zu nnen, als durch allen möglichen Hokus-Pokus Geldeinfuhr erzwingen, Geld- usfuhr bei Todesstrafe verbieten zu müssen. — Das wundersame System der andelsbalanz.

Zweiter Haupteinwurf.

Sind dann noch große Unternehmungen möglich?

Der zweite Haupteinwurf gegen progressive Steuern ist, wie früher bemerkt, r, daß es dann unmöglich wäre, für irgend eine größere Unter-

nehmung die nöthigen Kapitalien zusammen zu bringen, daß mithin von Eisenbahnen, Fabriken keine Rede mehr sein könnte, daß die großen Städte dadurch verschwänden, daß die Wälder ausgerottet werden müßten, weil kleine Güter mit Korn bebaut mehr eintrügen u. s. w.

Dieser Einwurf ist durchaus ohne allen Grund, denn durch Societés en Commandites ist dem Allem aufs Leichteste und Zweckmäßigste abzuhelfen. Der erste Einwurf wegen der Unmöglichkeit der Taxation hat wenigstens das Verdienst, die Schwierigkeiten derselben hervorzuheben, und so auf Mittel zu deren Abhülfe zu leiten. Der dritte Einwurf, der der Uebervölkerung, ist sogar gegründet, und zwingt uns, dagegen noch besondere Maßregeln in Anwendung zu setzen, deren Wirksamkeit im Verein mit der progressiven Steuer einleuchtend sein wird. Diesen zweiten Einwurf aber können wir ganz kurz abthun.

Nach der Art, wie die Grundstücke taxirt werden sollen, d. h. nach dem Ertrag, den sie abgeben würden, falls sie gehörig bebaut werden, gehen die großen Landgüter zu Grunde, und machen überall dem Feldwirthschaftssystem Platz, das heutzutag besonders in Belgien, den Rheingegenden und einigen Theilen der Schweiz mit dem glänzendsten Erfolge betrieben wird. Es werden die halböden, fast die Hälfte der Jahre Brache liegenden Aecker in große Gärten verwandelt, wo bei fleißiger Bearbeitung, stäter Aufsicht des kleinen Wirthschafters, Güterdüngung in Folge der Stallfütterung, das System des Fruchtwechsels, ungehindert durch Jagd- und Viehtriftprivilegien benachbarter großer Herren, mit Einsicht gehandhabt, zehnfach mehr Menschen ernährt, als wo die Güter, durch Knechte und Pächter bearbeitet, bloß einer ohnehin schon reichen Familie überflüssiges Einkommen verschaffen, das dann nur für Albernheiten verschwendet wird, während die Pächter und Knechte, statt in genügsamer Wohlhabenheit ein unabhängiges Leben, wie das der Freibauern, zu führen, vom hohen Pachtzins erdrückt, im Elend schmachten, und von jeder Laune des Herrn abhängig sind. Wenn die freien Eigenthümer dennoch an vielen Orten ebenfalls schlecht leben, so ist dieß wegen Mangels an Verbindungswegen und Absätzes, wegen hoher Steuern und der Uebervölkerung, nicht aber der Güterverthellung. Trägt man Sorge gegen diese Uebel, so würde die Vertheilung der Güter nur dann von schlimmen Folgen sein, wo sie in's Unendliche getrieben, dem Bebauer durch Hin- und Herlaufen von einem Feldstück zum andern kostbare Zeit raubt. Diesen und ähnlichen Uebelständen ist aber leicht abzuhelfen. Man hebe, wie früher bemerkt, alle Kosten auf, die heutzutag mit dem Eigenthumsübergang der Grundstücke aus einer Hand in die andere verbunden

sind, dann sind Vertauschungen, um sie zu arrondiren, leicht auszuführen; und wenn durch gerechtes Steuersystem und nachdrückliche Handhabung der Gesetze gegen Uebervölkerung, allgemeine Wohlhabenheit vorhanden ist, so wird es auch überall zur Arrondirung kommen, denn der Nutzen und das Vergnügen, ein wohl abgeschlossenes Gütchen zu haben, ist zu groß, als daß nicht Jeder auf's eifrigste darnach streben würde, Falls nur die Möglichkeit dazu vorhanden ist. Wo dagegen der Boden von verschiedener Art ist, so findet dieses Streben Hindernisse in der Natur der Sache, die durch keine Gesetzgebung gehoben werden können; denn es ist unmöglich, Jedem Wiesen, Weinberge, Aecker und Wald in einem zusammenhängenden Ganzen zuzutheilen.

Handelt es sich, öde liegende Flächen urbar zu machen, und übersteigen die hiezu nöthigen Kosten die Kräfte eines Einzelnen, nun gut, so schießen Mehrere das nöthige Kapital zusammen, und bilden eine Gesellschaft, wie heutzutage allerwärts geschieht.

Wirft das Unternehmen Vortheile ab, so wird jedem Theilnehmer so viel, als er davon erhält, bei seinem Einkommen angerechnet, und davon bezahlt er Steuer wie von allen seinen übrigen Einnahmen. Man sieht wohl, daß nicht im geringsten Gefahr vorhanden ist, daß große Unternehmungen nicht zu Stande kommen könnten, bloß sind dann mehr Theilnehmer dazu erforderlich, weil einzelne Wenige die erforderlichen Kapitale nicht aufbrächten. Man macht also mehr Aktien, jede aber auf geringere Summe lautend, so sind sie eben so schnell abgesetzt, wie heutzutag.

Ebenso wenig gehen die Wälder dabei zu Grunde; man taxirt solche nach ihrem wahren Ertrag, dann hat Niemand Ursache sie auszurotten, um den Boden mit Korn zu bepflanzen, selbst wenn dieses mehr eintrüge, denn dann müßte er ja auch viel mehr Steuer geben. Ist der Ertrag eines Waldes so groß, daß die progressive Steuer dem Eigenthümer zu drückend würde, ei nun, so verkauft er einen Theil davon, der Käufer wird ihn dann eben so wenig ausrotten, denn ein Wald ist ein solides Kapital, das, wenn auch keine hohen, doch sichere Zinsen trägt. Lieber aber muß Jedem ein geringeres Einkommen sein, das für Kinder und Kindeskinder gewiß und gering besteuert ist, als ein höheres ungewisses, wo die Steuer den Mehrbetrag wegfrißt.

Die vielen nöthigen Gehege bei stark getheilten Gütern sind eher ein Nutzen, als ein Schaden, worüber man sich bei den besten Schriftstellern über Landwirthschaft Raths erholen kann. Dann ist jedes Grundstück ein Garten, und wird darnach behandelt. Nur darf man die Einfassungen nicht von todtem Holz machen,

was den Holzmangel nur beförderte. Der Vater der Landwirthschaft, Thaer, machte den herrlichen Vorschlag, alle Güter oder mehrere zusammen mit der Nebenabsicht der Landes-vertheidigung und Holzkultur einzuhegen, so daß von Militärpersonen der Plan angelegt, Gräben und Wälle von den im Acker aufgelesenen und dort sonst schädlichen Steinen aufgeführt, und diese mit schnell wachsendem Holze bepflanzt würden, das, als Hackwald behandelt, Brennholz sowohl als auch im Nothfall Bauholz lieferte, wenn man die schönsten Stämme stehen läßt; das ganze Land würde in eine Vendée verwandelt, die, überall durchschnitten, dem Feinde namentlich der Cavallerie und Artillerie, unübersteigliche Hindernisse bereitete, und von bewaffneten Volke und tüchtigen Schützen vertheidigt, unüberwindlich wäre.

Eben so gehaltlos ist der Einwurf, daß keine Fabriken, Eisenbahnen, Kanäle und dergleichen Dinge zu Stande kommen könnten. Man unternimmt sie auf Aktien, besteuert aber nicht das Einkommen der ganzen Gesellschaft als solches, sondern, wie gesagt, jeden einzelnen Theilnehmer für sich. Dann fallen alle Schwierigkeiten weg. Bei dieser Gelegenheit aber will ich auf die Folgen aufmerksam machen, die die progressive Steuer auf das Verhältniß zwischen Fabrikherrn oder den Unternehmern des Geschäftes und den Arbeitern haben wird.

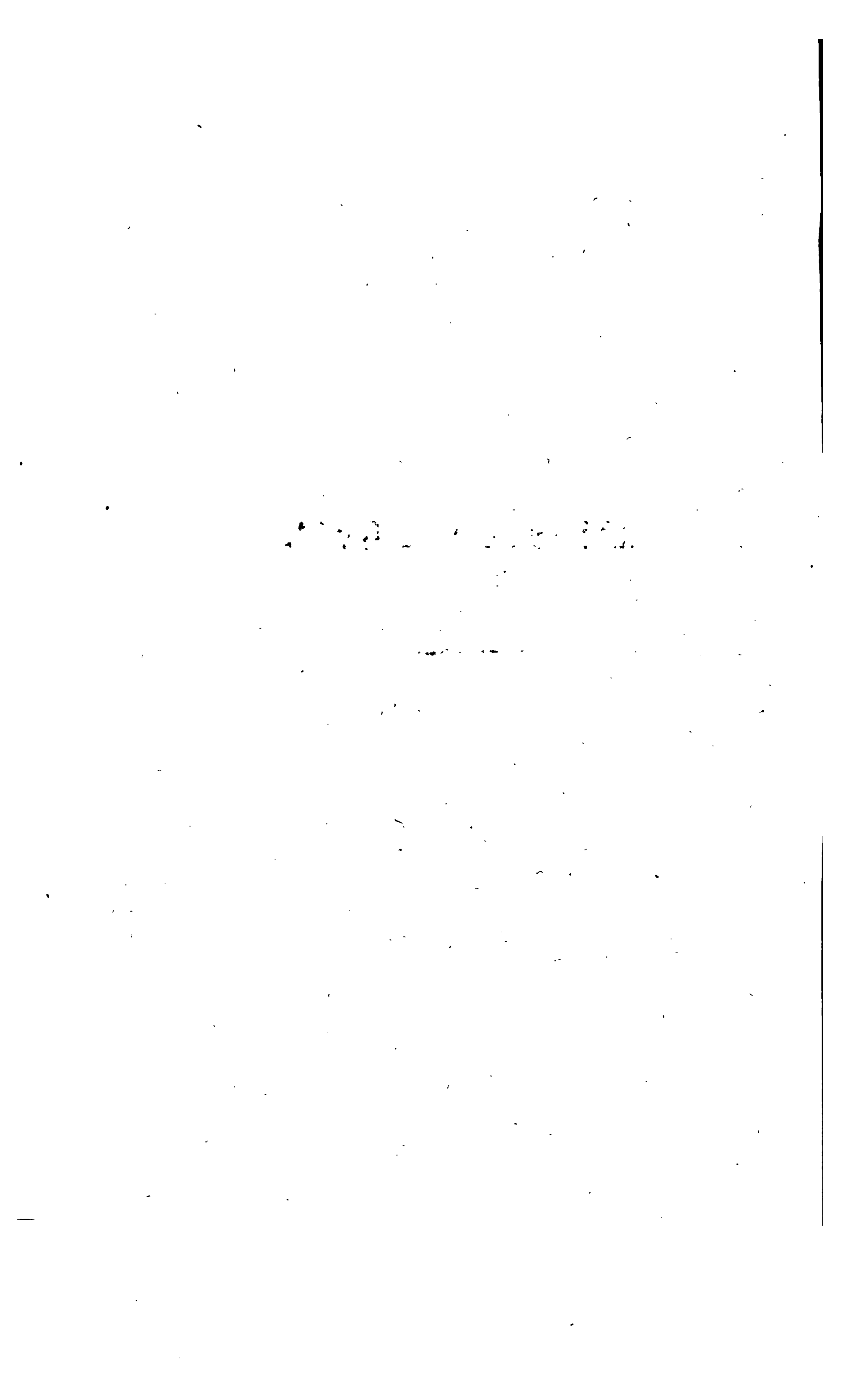
Sismondi und nach ihm Mehrere, z. B. Mohl, gaben sich Mühe, Mittel aufzufinden, um das Loos der Letztern zu verbessern, und glauben diese darin zu finden, daß sie die Gewerbsfreiheit in mancherlei Weise beschränken, gerade nicht die alten Zünfte wieder herbeiwünschen, doch etwas ähnliches, immerhin besseres. Mohl schlägt dazu eine Art Vertretungssystem der Arbeiter, Einsicht in die Bücher, und Bezahlung nach der Größe des Ertrags der Unternehmung vor, nebst einer Menge anderer Polizeimasregeln, z. B. kurze Arbeitszeit, Verwendung bloß Erwachsener hiezu, Bezahlung in baarem Gelde u. s. w. — Ich gebe vornherein zu, daß diese und ähnliche Maßregeln manches Gute stiften können, wenn sie irgendwo zur Anwendung kämen; ich zweifle aber sehr, ob dies letztere je auf die Dauer statt finden wird. Denn sobald diese Beschränkungen dem Fabrikherren beschwerlich fallen, oder seinen Profit vermindern, so sieht er sich nach anderer Gelegenheit um, seine Kapitale zu placiren, und gibt die Fabrik auf, und dann haben die Arbeiter gar nichts. Das Controllirtwerden durch die Arbeiter wird sich ohnehin Keiner gefallen lassen, führte auch zu weiter nichts, als ewigen Disputen und Unordnungen, in denen der Reichere stets über die durch ihre Noth abhängigen Arbeiter siegen wird. Die Hauptsache aber wird hiebei immer vergessen, nämlich,

daß die Produkte Abnehmer haben müssen, wenn die Arbeiter Verdienst haben sollen, dieß kann aber weder der Fabrikherr noch der Arbeiter durch irgend ein gegenseitiges Arrangement erzwingen, denn immer machen sie die Rechnung ohne den Wirth, d. h. die Consumenten. Letztere aber, wenn sie viel kaufen und gut bezahlen sollen, müssen wohlhabend sein. Allgemeinen Wohlstand aber zu begründen, erfordert tiefer greifende Maßregeln, als Vergleiche oder Associationen unter den Fabrikanten und ihren Arbeitern; dann kommt noch die Concurrenz ähnlicher Industrie-Unternehmungen des In- und Auslandes, das Mauthwesen, lauter Dinge, die nicht in der Gewalt Einzelner liegen. — Betrachten wir nun aber die Sache, nachdem durch die progressive Steuer das Mißverhältniß im Vermögen gehoben ist, so wird alles auf einmal anders. — Zu jeder Unternehmung sind nun eine große Menge Theilnehmer nöthig, weil ein Einzelner nur wenig beitragen kann, man läßt also die Aktien nur auf geringe Summen lauten, so daß die Fabrikarbeiter selbst solche erwerben können, wozu ihnen die Sparkassen allenfalls vorarbeiten. Sie sind dann selbst beim Gelingen des Unternehmens betheiligt, denn je besser ihre Arbeit, desto höher die Dividende, welche sie als Aktieninhaber beziehen: es steht nun in ihrer eigenen Hand, den Taglohn festzusetzen, wie sie wollen. Geben sie sich dessen zu viel, so erhalten sie um so geringere Dividenden. Es ist also ihr eigenes Interesse dabei, Maaß und Ziel zu halten. Als Aktieninhaber haben sie auch die Controlle über die von ihnen bestellten Direktoren des Geschäfts, kurz, es wird Alles leicht und einfach erreicht, was Mohl durch seine Vorschläge allein nie erlangen wird. — Es ist übrigens nicht einmal nöthig, daß die Arbeiter zugleich Aktieninhaber seien. Gibts nur einmal keine überaus Reichen mehr, so gibts auch keine von ihrer Gnade abhängigen Armen, sondern Beide stehen sich, wie vor Gericht, so auch im gewöhnlichen Treiben der Welt gleichmächtig gegenüber. Keiner kann dem Andern viel mehr bieten, als dieser selbst hat; Keiner dem Verlangen um höhern Taglohn eigennützig Monate lang Trotz bieten. Ist außerdem die Zahl der Bevölkerung in den gehörigen Schranken gehalten, so entsteht keine übertriebene Concurrenz. Niemand reißt sich, durch Hunger gezwungen, für Gotteslohn um die Arbeit. Kein Fabrikant kann dann den Andern dafür ruiniren, daß er seinen Arbeitern weniger zahlt, als zum Leben nöthig ist, und so freilich auch wohlfeilere Waaren liefert, während der erstere, zu human, bei besserer Bezahlung seiner Leute den Preis nicht halten kann. Es entstehen dann keine spottwohlfeilen Waaren, kein Niederdrücken des Taglohns, sonst liefen die Arbeiter davon, und lebten einstweilen von ihren Ersparnissen, so lange, bis sie besser bezahlt werden; lange trotzen kann, wie gesagt, der Fabrikherr nicht,

weil er nicht überreich ist; versucht er es dennoch, so errichten die Arbeiter eine Fabrik, wie oben gezeigt, auf eigene Rechnung. Wird das, was wir noch in der nächsten Abtheilung besprechen werden, wohl im Auge behalten, so geht dieß Alles ohne Hexerei, eines hebt sich durch das andere.

Den dritten Haupteinwurf, den man gegen alle Verbesserungsvorschläge machen kann, den der immer höher steigenden Uebervölkerung, werden wir seiner Triftigkeit wegen etwas ausführlicher in einer eigenen Abtheilung erörtern. Wir werden sehen, daß auch dieses schwere Uebel zu überwinden ist.

Vierter Theil.



Vierter Theil.

Von der Uebervölkerung.

Halbe Maaßregeln verdoppeln das Uebel.

Von dem Augenblick an, als zuerst der Vorschlag gemacht wurde, jedem Steuerpflichtigen den nothwendigsten Lebensunterhalt frei zu lassen, hörte man auch den Einwand: es werde dann vom Einkommen so wenig übrig bleiben, daß nichts zu besteuern mehr da sei. Darauf stützt sich Corcelles hauptsächlich in seiner Broschüre gegen progressive Steuern.

Es ist wahr: Dieser Zustand könnte eintreten, und müßte sogar, **wenn nicht zugleich Sorge gegen Uebervölkerung genommen würde. Ohne diese letztere würde die gleichmäßigere Verbreitung der Güter bloß vorübergehend einen behaglichern Zustand herbeiführen; ehe ein Menschenalter verginge, hätte der gedankenlose Instinkt, sich zu vermehren, eine solche Menge Wesen geschaffen, daß selbst bei der genauesten und gleichmäßigsten Vertheilung aller Erzeugnisse des Landes die Portionen für Jeden zu klein ausfielen; das Elend mithin allgemeiner würde, als jetzt, wo doch wenigstens ein Theil — die Reichen — sich über ihr Loos nicht zu beklagen haben, und durch Mildthätigkeit mitunter das Elend der Andern lindern können.**

Man sieht übrigens auf den ersten Blick, daß die Progression daran nicht Schuld ist, sondern der blinde Geschlechtstrieb; gegen diesen muß man auf der Hut sein, nicht gegen erstere. Denn jener zu fürchtende Zustand herrscht ja heutzutage schon unter den armen Volksklassen, denn jetzt schon haben sie nichts übrig, was sie, ohne Noth zu leiden, als Steuer abgeben könnten; daß man dennoch

solche von ihnen herauspreßt, ist deßhalb möglich, weil man sich wenig darum kümmert, ob sie, wenn sie bezahlt haben, hinterher vor Elend zu Grunde gehen oder nicht. Diese Operation geschieht ganz einfach, ohne daß es die Armen merken, vermittelst der indirekten auf den ersten Lebensbedürfnissen ruhenden Abgaben. Will man auf dieselbe Art bei dem von uns vorgeschlagenen Steuersystem verfahren, so ginge dies eben so gut; man hätte dann blos die für den Unterhalt eines Jeden frei zu lassende Summe so nieder als möglich zu bestimmen, so bliebe dann fast das ganze Vermögen des Steuerpflichtigen dem Zugriff der Beamten ausgesetzt, und man wäre immer sicher, etwas, wenn auch noch so wenig, von Jedem herauszupressen, natürlich auf die Gefahr hin, daß dieser hinterher verhungerte.

Luxussteuern.

Nach der Uebervölkerung wäre eine zweite Ursache eines möglichen Deficits im Büdget die zu starken Staatsausgaben selbst. Es ist hier unsere Absicht nicht, in die Politik überzugreifen, und zu erörtern, ob diese oder jene Ausgabe an ihrem Platze sei oder nicht; wir wollen blos zeigen, daß, ohne im geringsten an den Staatseinrichtungen etwas zu ändern, ohne die Zahl der Beamten zu vermindern, ohne deren Lage in pecuniärer Beziehung im geringsten verschlimmern zu wollen, man dennoch mit $1/_3$ der jetzigen Staatseinkünfte ausreichen könnte.

Der Weg hiezu ist ganz einfach: die Beschränkung des nutzlosen Luxus; die Mittel hiezu haben wir früher schon kurz angegeben.

Heutzutage müssen Tausende arbeiten, um das hervorzubringen, was oft ein Einzelner in einem Tage verschwendet; ist dieser Letztere darum viel glücklicher, als wenn er weniger besäße? Wohl schwerlich. Müßte er sich dergleichen versagen, so bliebe alles unnöthig Ruinirte in den Händen der Steuerpflichtigen, und würde hier, als productives Capital verwendet, mehr neues Einkommen oder wahren Genuß erzeugen, als wenn es blos dazu dient, einige Luxusfabriken im Gange zu erhalten. Die Menge der wohlhabenden Bürger würde dann in hundertfach größerm Verhältniß wachsen, als auf der andern Seite an Ueberreichen verschwände: der Ertrag der Steuer nähme also bedeutend zu, ohne daß ihre Erhebung drückend wäre; je größer die Menge der Bezahlenden in Folge der größern Vertheilung der Güter, desto geringer die Quote jedes Einzelnen. Es hätte also Jeder nur ein Wenig mehr zu produciren, als er selbst braucht, um im Stande zu sein, den Steuerbetrag entrichten zu können.

Die Art, diese Luxussteuer ins Werk zu setzen, wäre, wie früher bemerkt, die, daß bei der Taxation des reinen Einkommens außer dem Ertrag der Güter, Häuser, Gewerbe u. s. w. hauptsächlich der Aufwand des Steuerpflichtigen zu Grunde gelegt würde, so daß der, welcher viel ausgibt, auch hoch besteuert würde, gleichviel, ob er wirklich so reich ist oder nicht. Auf den ersten Anblick mag dieß befremdend scheinen, es ist dem aber durchaus nicht also.

Der Steuerpflichtige ist vornweg selbst daran Schuld, wenn man zu diesem Mittel seine Zuflucht nimmt, weil er in Bezug auf seine Angaben nicht ehrlicher ist, oder wenigstens nicht scheint. Lebt er schwelgerischer, als man nach der Angabe seines Einkommens erwarten darf, so gibt er es entweder als unwahr zu niedrig an, und kann sich also nicht gegen höhere Annahme desselben beklagen, oder seine Angabe ist richtig, dann übersteigen aber seine Ausgaben sein Einkommen, und er muß sich eben wieder gefallen lassen, mehr zu bezahlen, gleichsam als Strafe für seine Verschwendung. Auf diese Art wird die Taxation eine herrliche Luxussteuer, ein sicheres Mittel, die Menschen zu zwingen, ihre Ausgaben mit ihren Einnahmen in Einklang zu setzen. Ich glaube schwerlich, daß es Viele geben wird, die Lust hätten, mehr Steuer zu bezahlen, als wozu sie eigentlich rechtlich verpflichtet wären. Wenn auch die Scheu vor Ruin des Vermögens den Leichtsinnigen oft nicht dazu bringt, seinen Ausgaben Einhalt zu thun, so thut dieß gewiß die ärgerliche Verbindlichkeit, in diesem Falle auch bedeutende Summen als Steuer zu geben. — Von dem, was man selbst verschwendet, hat man doch wenigstens den Genuß, von dem, was der Staat nimmt, aber nicht; und dieß genirt selbst den Leichtsinnigsten.

Wir wüßten keine zweckmäßigere Luxussteuer, als diese. Alle andern hie und da versuchten blieben weit hinter dem Erfolg zurück.

Will man, um fremde Luxusartikel abzuhalten, Mauthlinien um das Land ziehen, die Millionen kosten, zur Schmuggelei reizen, und die Fabrikation von dergleichen Flitterstaat im Innern erleichtern? Will man, wie seiner Zeit in Basel und Sparta, Verzeichnisse der erlaubten und verbotenen Kleider, Speisen und anderer Genüsse entwerfen? oder für jeden einzelnen Gegenstand die Steuersumme fixiren? — dieß gäbe eine kostbare Gesetzgeberei, — und paßte herrlich in Babeufs Gütergemeinschafts-System, wo von oben herunter dirigirt werden soll, wie oft man in der Woche Linsen oder Kartoffeln kochen darf.

Ganz anders kommt man auf die angegebene Art jedem nutzlosen Geldvergeuden zuvor; man gewöhnt Jeden an Häuslichkeit und Ordnung, bringt Einfachheit und Genügsamkeit und mit ihr Redlichkeit und Biedersinn wieder zu Ehren.

Denn was reizt jetzt so sehr zum Haschen nach Geld und Gut, als die Sucht, Staat zu machen, zu glänzen, die unersättliche Begierde, den Großen zu spielen? Die höchsten Besoldungen, welche die Steuerpflichtigen kaum zu decken vermögen, reichen oft nicht hin, diesen verderblichen Hang zu befriedigen. Daher die ewigen Petitionen der Beamten um Gehaltsvermehrung, oder noch schlimmer, die zahllosen Unterschleife, Recesse und Betrügereien aller Art, über welche die sorgfältigste Aufsicht der Oberbeamten nicht Meister werden kann.

Wohlfeile Beamte.

Ist durch Verhinderung, Luxus zu entfalten, dem Hang zu kostspieligen Albernheiten ein unübersteiglicher Damm gesetzt, so ergibt sich die höchst wichtige Folge, daß die Besoldungen der Staatsbeamten bei weitem nicht mehr so stark zu sein brauchen, als jetzt. Daß also das Budget ungemein verringert, mithin die Abgaben bedeutend niedriger werden, also auch leicht erschwungen werden können, selbst wenn das Vermögen der Bürger nicht groß ist. Heutzutag kann ein Beamter, wohl selbst mit dem besten Willen, nicht gegen den Strom schwimmen, er muß auf dieselbe Art leben, wie seine Standesgenossen, seine Besoldung muß also auch darnach bemessen sein; — sonst ist die Versuchung zu Unterschleifen gar zu mächtig. — Sobald aber Jedermann einfach lebt, also des guten Tons wegen Niemand mehr gezwungen ist, zehn Mal mehr auszugeben, als er zum Leben nöthig hat, so kann der Beamte, ohne im Geringsten an wirklich nothwendigen und nützlichen Dingen Mangel zu leiden, mit weit geringerer Besoldung als heutzutag zurecht kommen.

Dieß ist das einfache Mittel, auf das wir oben schon aufmerksam machten, mit der Hälfte der Kosten eben so viel Beamte eben so gut zu unterhalten, als heutzutage.

Allerdings kann man einwenden, daß die Versagung mancher, wenn auch eitler Genüße, dem sehr unangenehm sein wird, der nun einmal daran gewöhnt ist. Das ist sehr richtig, aber auch nur aus dem Grunde, weil er daran gewöhnt ist; und eben deßhalb kann er sich es auch abgewöhnen. Das thut nur in den ersten paar Monaten wehe, nachher lacht man selbst über seine eigene Thorheit. Wenn die ganze Bevölkerung durch die Luxussteuer zur Einfachheit zurückgeführt wird, so werden wohl die Beamten kein Privilegium für sich in Anspruch nehmen wollen.

Gar kein übler Gedanke der jetzigen Regierungen ist es, alle Beamten militärisch zu uniformiren, vorausgesetzt, daß die Uniform selbst einfach, zweckmäßig

und vor Allem wohlfeil ist, und nicht alle Augenblicke daran geändert wird Damit schiebt man der Sucht, jede Mode mitzumachen, ein Brett vor, und der Beamte muß sich in seiner Tracht gefallen, auch wenn der Schnitt seines Kleides aus dem vorigen Jahrhundert stammt.

Hauptersparniß.

Eine noch viel größere Ersparniß in den Staatsausgaben folgt daraus, daß nun alle Einrichtungen unnöthig werden, die heutzutage bloß darauf berechnet sind, die Reichen gegen die Nothleidenden zu schützen. Neun Zehntel aller Summen, die der Staat ausgibt, laufen direkt oder indirekt bloß auf diesen Zweck hinaus. Sind alle Menschen ziemlich gleich reich, so ist kein Grund zu Angriffen mehr da. Die enormen Kosten für Polizei, Gerichte, stehendes Heer u. s. w. werden dann bedeutend vermindert, so daß man wohl mit $1/3$ oder $1/4$ der jetzigen Abgabensumme die Staatslasten bequem decken kann; so viel aber trägt die progressive Steuer ein, ohne daß man nöthig hätte, sie schnell ansteigen zu lassen oder die Procente hoch zu bestimmen; sie wird dann weder den Armen drücken, noch dem Unternehmenden den Eifer zu neuem Erwerbe lähmen.

Volksfeste.

Was die Art der Vergnügungen und Volksbelustigungen betrifft, so wird der Zwang, einfach in der Welt aufzutreten und alle unnöthigen außergewöhnlichen Depensen zu vermeiden, nach und nach auch hier eine friedliche Revolution herbeiführen, die auf das Zusammenleben der Menschen den heilsamsten Einfluß haben wird. Heutzutag isolirt sich Jeder, um durch Glanz und Windmacherei den Andern zu überbieten, ein allgemeines Rennen überall der Erste zu sein, selbst in den größten Albernheiten. Der fade Geschmack der Mehrzahl fixirt sich am Ende dahin, daß das Theuerste auch das Schönste und Angenehmste ist, Geld ausgeben und sich vergnügen gilt für identisch, darauf sind dann alle Belustigungsorte, Schauspiele, Tanzplätze eingerichtet, und stirbt man auch vor Langeweile und Ueberdruß, so heißt es, wie bei Hampelmann: „Wir amüsiren uns doch!“

Anders aber, wo auf das Hervordrängen und nutzlose Geldausgeben gleichsam Strafe gesetzt ist; nun muß sich Jeder umsehen, um nicht weiter zu gehn, als sein Nachbar. Gehn sie aber Alle gleich weit, so gehn sie mit einander, Hochmuth und Neid treten in Hintergrund, alle Vergnügungen werden gemeinsam, woran Jeder Theil nimmt. An die Stelle alberner Prahlereien mit seinem Reichthum

neben dem schreiendsten Elend Anderer, treten dann Volksfeste, wo Alle gleich sind, und Jeder sich vergnügt. Dann erst werden wir volksthümliche Belustigungen wieder sehen, die durch ihre Großartigkeit an die olympischen Spiele der Griechen erinnern.

Judenthum und Uebervölkerung.

Malthus, J. B. Say, Sismondi u. s. w. haben Alles, was über Bevölkerung und Uebervölkerung, als gegebene Thatsache betrachtet, zu sagen ist, so klar und bündig aus einander gesetzt, daß es überflüssig scheinen möchte, noch ein Wort darüber zu verlieren. Dem ungeachtet aber gibt es gar Viele, denen diese traurigen Wahrheiten nicht zu ihren Theorien passen, und die deßhalb kurz und gut ihre Existenz läugnen, namentlich die Theologen und Schulmänner, die im blinden Vertrauen auf die Vorsehung immer fort predigen: „Seid fruchtbar und mehret Euch!" Dieser von den Juden ererbte Satz paßt gar gut für dieses Völkchen, das den unbesiegbaren Trieb hegt, die ganze Welt einzunehmen, nicht durch Gewalt der Waffen, nicht durch Fleiß und Arbeitsamkeit, nicht durch die Ueberlegenheit seiner Talente, sondern blos durch seine unverwüstliche Geilheit. Wurde es auch in den verschiedenen Perioden seiner Geschichte zu Tausenden und Millionen vertilgt, gleich waren sie wieder da, zahllos, wie der Sand am Meer, eine Landplage für alle Völker durch die Gemeinheit ihrer Denk- und Handelsweise. So waren ihre Stammväter, als sie ihren Bruder Joseph verschacherten, so ist noch die Mehrzahl bis auf den heutigen Tag. Von solchen Vorbildern haben wir den größten Theil unserer religiösen Begriffe angenommen; kein Wunder, wenn Vernunft und Gemeinwohl so oft mit Glauben und kirchlicher Pflichtenlehre in Widerspruch geräth. Genießt das Glück der Ehe! — aber zeugt nicht mehr Kinder, als ihr ohne Sorgen ernähren könnt, damit ihr nicht dereinst den Jammer vor Augen habt, sie in Elend verschmachten zu sehen.

Das Arbeiten allein stillt den Hunger nicht.

Andere sind wieder der sonderbaren Ansicht, wenn die Leute nur arbeiten wollten, so fänden sie immer Lebensunterhalt, und während sie selbst, im Ueberfluß schwelgend, ihr Leben mit geschäftigem Nichtsthun ausfüllen, wollen sie das Elend der Welt der Trägheit der Andern zur Last legen.

Das ist aber, neben einem Bischen Wahrheit, gewaltiger Irrthum. Daß gar Manche existiren, die mehr arbeiten könnten, als wirklich geschieht, beweist

das Beispiel eben derer, die das Elend der Welt im Müssiggange suchen; denn wären sie je einmal genöthigt gewesen, ernstlich um Arbeit sich umzusehen, so würden sie im ersten Moment bemerkt haben, daß man ihre Arbeit nicht verlangt, noch weniger zu bezahlen Lust hat. Wenn Tausend Arbeit suchen, und nur für hundert Beschäftigung und Verdienst da ist, wovon leben dann die andern 900? Sollen sie, wie die Danaiden, Wasser in ein Faß tragen, und am Vergnügen satt werden, wenn es wieder unten herausläuft? Der Staat soll für Arbeit sorgen! — gut; wer bezahlt denn aber die Steuern, die zur Bestreitung solcher Ausgaben ausgeschrieben werden müssen? Die Armen? Dann wird ihnen auf der einen Seite genommen, was man auf der andern gibt. — Die Reichen? Dann ist es ein Almosen, was nur um so mehr Bettler erzeugt. Zu was sollen am Ende alle die öffentlichen Arbeiten nützen? Man braucht wahrhaftig die Regierungen nicht dazu aufzumuntern, sie lassen ohnehin so gern ihrer verschwenderischen Baulust freien Lauf; dadurch ist wohl manches Land ruinirt, keines aber glücklich gemacht worden. Privatgesellschaften thun dergleichen, wenn es nöthig ist, wohlfeiler und zweckmäßiger. Man vergleiche nur die Kanäle Frankreichs, die der Staat baute, und die der Engländer und Amerikaner, welche von Einzelnen herrühren; in den erstern ist nicht einmal Wasser, geschweige denn Schiffe.

Ist denn aber auch Uebervölkerung wirklich möglich?

Verbergen des Kopfes unter den Flügel, wie der Strauß thut, entfernt nun einmal den Uebelstand nicht: Uebervölkerung ist nebst den verkehrten socialen Einrichtungen der Krebsschaden unserer Zeit. Der Geschlechtstrieb ist ein ewiges Grundgesetz der Natur, wodurch sie stets thätig das Aussterben ihrer Schöpfungen zu verhüten trachtet. So wuchern die Pflanzen, die Insekten, die Säugethiere, und vermehren sich so lange, bis dieß Streben unübersteigliche Hindernisse trifft, bis die Geschöpfe nimmer die Bedingungen ihrer Existenz, d. h. keine Nahrung mehr finden. Dann gehn natürlich diejenigen, die zu kurz kommen, zu Grunde, und somit endet das sonst unendliche Steigen in der Produktion.

Man denke sich eine Insel, mit ganz fruchtbarem Boden, darauf hundert Menschen, die durch die bestmöglichste Bebauung gerade so viel und nicht mehr hervorbringen, als daß sie davon leben können. Diese Menschen schließen 50 Ehen, jede Ehe erzeugt 5 Kinder, was bei gesunden Eltern nicht zu viel ist, so gibts in 5—10 Jahren 250 Kinder, macht nebst den Eltern 350. Von was leben nun diese? Von der Luft? oder von der

Arbeit? sie tragen dann Steine auf einen Berg, um sie von der andern Seite herabrollen zu lassen; oder von ihren Kapitalen? schade, daß sich die Thaler nicht weich kochen lassen! — Alles, wodurch Nahrung erzeugt werden kann, ist längst schon benutzt, es muß sich also ein Jeder mit dem dritten oder vierten Theil dessen begnügen, was er vorher zu verzehren hatte, oder sie müssen zusehen, wie ihre Kinder verschmachten, oder die Stärkern schlagen die Schwächern todt, und nehmen deren Portion für sich und die Ihrigen. Lauter traurige Auskunftsmittel, die aber alle der Reihe nach von Anbeginn der Welt an bis auf die heutige Minute zur Anwendung kamen. Denn die Erde ist jene Insel, Alles was dort in einem kurzen Bild vereint ist, geht im Großen auch hier vor, nur natürlich viel langsamer und mit allen möglichen Abänderungen, die durch Ort und Verhältnisse bedingt sind. Krieg, Aufruhr, Hungersnoth und zahllose Krankheiten sind die Würger, welche der gedrängten Menschenmenge von Zeit zu Zeit immer wieder Luft machen. — Fürchterliche Helfer in der Noth, die so lange sich unserer annehmen werden, als bis verständige Mäßigung von unserer Seite ihren Beistand überflüssig machen wird. Oder glaubt man, es gäbe dennoch andere Mittel dagegen? Auf kurze Zeiten wohl! Z. B.

Man wandert aus.

Dieß geht jetzt noch, aber bald wird die Erde voll sein, in 100 Jahren sind die Ebenen Amerika's so bewohnt, wie jetzt Europa. Man bebaut den Boden sorfältiger; das geht; hat aber auch sein Ziel. Wenn erst Alles gartenmäßig bepflanzt ist, so läßt es sich nimmer viel weiter treiben. Man legt neue Eisenbahnen und Schifffahrten an, um den Ueberfluß des einen Landes schnell und ohne viele Kosten an andern Orten zu verbreiten; — ist sehr gut. Man erzeugt aber dadurch nicht mehr Land, das bebaut werden könnte; man beutet Meere, Seen und Flüsse, Wälder und Berge, Sümpfe und Heiden aus, man betreibt Alles aufs Fleißigste, man macht zahllose Entdeckungen in allen Zweigen der Naturwissenschaften, und vermehrt dadurch die Masse der Lebensmittel; — Alles schön; Alles gut! — hat aber Alles seine Grenzen!

Vom Hungertod.

Das Bequemste in der Sache ist allerdings die Behauptung, daß die Furcht vor Uebervölkerung gar nicht begründet sei, weil überhaupt, Gott weiß warum, nie mehr Menschen entstehen, als leben können. Das ist wahr und nicht wahr — wie man es nimmt. Es gibt heutzutag und zu jeder Zeit nie mehr Menschen,

als leben können, d. h. als Nahrung für sie da ist. Denn wächst einmal in einem Jahr weniger Frucht, als gewöhnlich, so stirbt der Ueberschuß der Menschen, grade nicht immer aus offner Hungersnoth, sondern er verkümmert unmerklich; die Nahrungsmittel sind dann an Menge geringer, schlechter, der Arme muß sich behelfen, wie er kann, verkauft Kleider und Betten, setzt sich der Näße und Kälte aus, genießt unverdauliche, verdorbene Dinge, strengt sich übermäßig beim Arbeiten an, wird krank, oder schon existirende Krankheitsanlagen kommen zum Ausbruch, nehmen bei Mangel an Pflege und guter Kost den schlimmsten Charakter an, die Sorgenlast läßt keine heitere Gemüthsstimmung, die so nothwendig zum Gesundwerden ist, aufkommen, und so sterben bei der geringsten Noth Tausende unter allen möglichen Formen; Niemand spricht dabei von Hungersnoth, und dennoch ist dieß die Grundursache, ohne welche der arme Teufel über alle seine jefälligen Krankheitsanfälle leicht gesiegt hätte.

Bei neugebornen Kindern ist dieß noch viel schlimmer, weil hier so ungeheuer viel auf gute Nahrung, Pflege, Reinlichkeit, frische Luft und Aufsicht ankommt; daher sterben auch so zahllos viel Kinder der Armen vor den Jahren der Pubertät.

Es ist mithin kein Wunder, wenn nie mehr Menschen vorhanden sind, als Nahrung für sie da ist, weil sie sterben, so bald es weniger zu essen gibt: damit ist uns aber schlecht geholfen. Unser Wunsch wäre, daß alle Menschen, die einmal existiren, auch ihr ehrliches und bequemes Auskommen fänden; und traurig ist der Zustand, wo alle Augenblicke, beim geringsten Zufall, tausend arme Unglückliche sterben müssen, damit die Reichern und Stärkern ihr volles Maaß behalten.

Gleichgewicht im Güterbesitz genügt nicht.

Es ist nun freilich unter den jetzigen Umständen sehr klar, daß dem Elend der großen Maße leicht abzuhelfen wäre, dadurch, daß man Einrichtungen und Gesetze träfe, die das Anhäufen von übermäßigem Reichthum in den Händen von verhältnißmäßig Wenigen verhinderten. Die progressive Steuer vom reinen Einkommen führte ganz einfach und natürlich, und ohne alle Beschränkungen der persönlichen Freiheit, zu gleichmäßigerer Vertheilung der Güter der Erde. Dieß wäre nothwendig der erste Schritt, der auf der vorgesteckten Bahn nach allgemeinem Wohlsein gethan werden müßte. Aber damit

ist noch nicht genug, ein zweiter bleibt noch zu thun übrig: der, der allgemeinen Uebervölkerung vorzubauen. Denn gesetzt den Fall, diese gleichmäßigere Vertheilung wäre erreicht, und es existirten gerade so viel Menschen, als bequem im Stande wären zu leben, so folgte noch gar nicht daraus, daß nun auch alle diejenige Nachkommenschaft zu essen finden werde, die der Geschlechtstrieb einer kräftigen, gesunden und wohlgenährten Bevölkerung hervorzubringen im Stande ist.

Eine Frau ist 18 Jahre lang fruchtbar, kann also, wenn sie stets gesund und kräftig ist, was bei vernünftiger Erziehung und allgemeinem Wohlstande statt finden wird, 18 Kinder zur Welt bringen; davon mögen wohl $^2/_3$ an Kinderkrankheiten sterben, bleiben immer noch 3 Knaben und 3 Mädchen übrig, in den nächsten 18 Jahren, also

nach	36	Jahren	gebären	diese	3	Mädchen abermals	18	Kinder, also	9 Mädchen
„	54	„	„	„	9	Mädchen	54	Kinder, mithin	27 „
„	72	„	„	„	27	„	162	„ „	81 „
„	90	„	„	„	81	„	486	„ „	243 „
„	108	„	„	„	243	„	1458	„ „	729 „
„	126	„	„	„	729	„	4374	Kinder u. s. w.	

Denke man sich nun Paris mit beinahe einer Million Menschen, worunter nieder gerechnet wenigstens 100,000 mannbare Frauen sind, so würden diese in 126 Jahren 437,400,000 Menschen hervorzubringen im Stande sein, gerade eben so viel, als heutzutag die halbe Erde enthält. In den nächsten 18 Jahren wären diese 400 Millionen auf 1200 Millionen angewachsen. Da nun bei gesunder Kost und Pflege der Mensch 60—80 Jahre alt werden kann, so würden schon unsere Kinder den Zeitpunkt erleben, wo allein von Paris aus die ganze Erde stärker als jetzt bevölkert wäre.

Wenn nun alle Städte, Flecken und Dörfer auf dieselbe Art wirthschafteten, wie würde dieß enden? Es gäbe schon in 50 Jahren keinen Platz zum Stehen und Gehen, geschweige denn, um Frucht zu bauen. Daß es nicht so weit kommt, rührt, wie gesagt, daher, daß tagtäglich der Ueberschuß stirbt, und die andern weniger heirathen und weniger Kinder zeugen, als sie sonst gethan hätten.

Wem diese Berechnung übertrieben scheint, der schaue nach Nordamerika, dort hat sich die Bevölkerung seit ihrer Unabhängigkeit alle 16 Jahre verdoppelt; die Einwanderungen aus Europa kommen dabei gar nicht in Anschlag. Was in Amerika möglich ist, wäre überall möglich, wenn hinlänglich Lebensmittel da

wären. Hiernach betrüge die Bevölkerung von Paris im Jahr 2000 — 614 Millionen. Also etwas geringer, als nach obiger Berechnung; natürlich weil in Amerika die gebratenen Tauben auch Niemand in das Maul fliegen.

Gibt es Mittel gegen Uebervölkerung?

Gehn wir nun an die Beantwortung unserer Hauptfrage, der Grundbedingung für jede Hoffnung einer bessern Zukunft: Gibt es Mittel, und zwar ausführbare, wodurch, ohne zu gehässigen Gewaltsmaßregeln seine Zuflucht zu nehmen, der Uebervölkerung einfach und natürlich, aber auch sicher vorgebaut werden kann?

Darauf antworten wir ohne Zaudern: Ja. Die Sache beruht in der Theorie ganz kurz darin: daß Jeder gezwungen wird, seine Kinder selbst zu erhalten, dann berechnet er zum Voraus, ob er auch im Stande ist, dieß zu thun; er heirathet später, sucht sich eine nicht mehr ganz junge Frau, und benimmt sich verständig und mäßig; so entstehn verhältnißmäßig nicht mehr Kinder, als erhalten werden können. Diese Antwort, wird Jeder denken, ist nichts Neues; denn auch jetzt muß man seine Kinder erhalten, und dennoch zeugt man mehr, als ernährt werden können. — Darauf erwiedere ich: erstlich gibt es Viele, die dem Elend gerade durch Erziehung der Kinder auf Staatskosten, oder wenigstens in Findelhäusern abhelfen wollen; zweitens aber besteht der Hauptpunkt der Sache in der Art der Anwendung obigen an und für sich allbekannten Satzes, nämlich: wie bringe ich die Menschen ohne Gewalt zur richtigen und genauen Berechnung der Kinderzahl, die sie wohl erhalten können, und wie zur Mäßigunng, so daß sie diese Zahl einhalten; und wie begegne ich ferner sonst noch allen unvorhergesehenen Zufällen, so daß in der Wirklichkeit nie mehr Menschen entstehen, als mit dem vorhandenen Nahrungsvorrath bequem leben können? Sobald letzterer durch irgend eine neue Erfindung oder Entdeckung wächst, so muß natürlich damit auch die Menschenzahl zunehmen können, was auch sicher geschieht, denn augenblicklich sammeln sich um den neuen Erwerbszweig neue Ansiedler, freien und lassen sich freien, keine Lücke in der Welt entsteht, wohinein sich nicht alsbald Einer drängt, der nicht, wenn es nur halb möglich ist, eben so bald eine Frau nach sich zieht, und das gottgefällige Werk der Kinderproduktion beginnt.

Man erlaube uns noch folgende Abschweifung, die zum Verständniß der Sache nöthig erscheint.

Römische Ansichten über Kinderproduktion.

Wahrhaftig, zu befördern braucht man es nicht; zu nichts lassen sich die Menschen lieber antreiben, als hiezu; hätten sie nur alle gehörig zu essen, das andere käme von selbst. Es gibt keine einfältigere Gesetzgebung z. B., als die weiland römische zu Augustus Zeiten, wo man auf verschiedene Art die Menschen zum Kinderzeugen anhalten wollte. Hätte man der unsinnigen Verschwendung, Prachtsucht und Schwelgerei, der Trägheit, Händel- und Herrschsucht der damaligen Römer Einhalt thun können, so daß sie, mit Wenigem sich begnügend, in Friede unter sich und mit den Nachbarn ihre Aecker mit eigenem Arm bearbeitet hätten, statt in wilden Bürgerkriegen sie zu verheeren oder nutzlose Schlösser mit Tausenden verdorbener Sclaven darauf zu unterhalten, dann, sage ich, hätte auch die Bevölkerung ohne alle Gesetze wieder zugenommen, denn man hätte wenig gebraucht, und dies Wenige ohne viele Mühe gebaut.

Ansichten Napoleons darüber.

In den umgekehrten Fehler verfielen die Franzosen in ihrer Revolution, eben so Napoleon, mit den Findelhäusern, wo sogar den Eltern erlaubt war, ihre Kinder zu besuchen. Das war sehr human, obgleich Napoleon dabei an nichts anders dachte, als diese elternlosen Jungen in seine Armee zu stecken, um so eine Soldatenkaste um sich zu bilden, die, ohne durch Eltern, Brüder, Privatvermögen und Alles, was dem Menschen sonst heilig und lieb ist, gebunden zu sein, nur an ihn und sein Geschick sich fesselte, — ähnlich dem Heer der Mönche, das die Päbste um ihren Thron sammelten.

Ansichten des Convents und der Gütergemeinschäftler.

Dieß gerade hatte der Convent nicht im Sinn, als er die Findelhäuser einrichtete, seine Absicht war rein human. Was war aber die Folge? Jeder, der kein Geld hatte, seine Kinder zu erziehen, oder auch nur keine Lust dazu, sah die Findelhäuser als gewöhnliche, aber unentgeltliche Erziehungshäuser an, zeugte Kinder, so viel ihm einfiel und schickte sie getrost dahin, so daß die Zahl der dort aufgenommenen allerwärts in die Tausende stieg, — und nirgends mehr Platz genug für sie aufzutreiben war. — Kaum errichtete man ein neues in Gegenden, wo man früher nie an dergleichen gedacht hatte, so war's auch schon gefüllt, so daß man endlich strenge Maßregeln dagegen ergriff, worauf die Kinderproduktion wieder in ihr Geleise trat.

Wenn Babeuf, Buonarotti, Fourier und alle, die ihnen nachbeten, diese Thatsachen wohl erwogen hätten, so wäre ihnen gewiß nicht eingefallen, zu verlangen, daß die Kinder auf öffentliche Kosten erzogen werden sollen. — Denken sie denn nicht an das englische Armenwesen, wo jedes Kirchspiel seine Armen erhalten muß, und wo, je mehr man Almosen gibt, desto größer deren Zahl wird; oder an die Klostersuppen in den katholischen Ländern, die in Köln z. B. allein an 10,000 Bettlern erzeugten, während man jetzt dort kaum Einen mehr sieht?

Je mehr Almosen, desto mehr Bettler, je mehr Findelhäuser, desto mehr Findelkinder. — So lange dies nicht ins Uebertriebene geht, kann man es nicht ändern. Greise, Kranke, Geistesschwache, Krüppel, Waisen und alle wirklich hilflos verlassene Kinder muß der Staat erhalten, und zwar nicht blos zur Nothdurft, sondern anständig, wie es so ziemlich auch überall geschieht; aber nie lasse er sich verleiten, auf's Betteln und Kinderzeugen Prämien zu setzen.

Wie wurden die Spartaner der Uebervölkerung Herr?

Um über eine solche zahllos daherströmende Menschenmenge Herr zu werden, müßte man die Gebräuche gewisser alter Völkerschaften wieder ins Leben rufen, z. B. der Spartaner, die alle Kinder, welche ihren Magistraten nicht gefielen, tödteten, — die auszogen, um ihre armen Leute, die Heloten, zu Tausenden todtzuschlagen, wenn sie sich zu stark vermehrt hatten.

Wie geschieht dies heutzutage?

Ich lasse es dahin gestellt, ob dies humaner sei, als die von Malthus aufgestellte Theorie, die leider an vielen Orten schon in Anwendung gesetzt ist. Er will, daß man absichtlich das Elend der armen Klassen vermehre, um sie so nach und nach zu verderben, und dadurch ihre Zahl verringere. Dieses herrliche Mittel will er dadurch zur Verwirklichung bringen, daß er das Bestehen von zahlreichen Müßiggängern vertheidigt, Sinecuristen genannt, welche vom Staate ungeheure Besoldungen beziehen, ohne dafür zu irgend einer andern Leistung verpflichtet zu sein, als sie zu verprassen, und so das zu verderben, was Millionen armer Arbeiter mit blutigem Schweiße hervorbrachten. Denn je mehr ich den Letztern mit List oder Gewalt abjage, desto eher sterben sie vor Elend, und desto weniger sind sie im Stande, ihre Kinder zu erhalten; desto geringer also wird ihre Zahl. Das ist die herrschende Philosophie der Torys, gegen welche die der Römer noch sentimental genannt werden kann; obgleich diese Jahr aus Jahr ein Krieg führten,

um ihrer überschüßigen, unruhigen Bevölkerung los zu werden, so mordeten sie sie doch auf dem Schlachtfeld; solcher Tod scheint wenigstens ehrenhaft, ist kürzer und weniger schmerzhaft, als jahrelanges Dahinsiechen in namenlosem Elend.

Welche Personen haben zu viel Kinder?

Vor all diesen Methoden übrigens möge uns der Himmel bewahren und behüten. Es wäre schrecklich, wenn wir keine humaneren zu finden wüßten, um dem Elende allgemeiner Uebervölkerung vorzubeugen. Betrachten wir einmal die Sache genauer, so ergibt sich alles von selbst, was zu thun ist.

Wer hat in der Regel mehr Kinder, als er ernähren kann? — Alle diejenigen, die nicht an das Berechnen der Zukunft gewöhnt sind, alle die, welche im blinden Vertrauen auf die Vorsehung, oder auf die Regierung, die Ermahnungen jüdischer Religionsvorschriften befolgend, fruchtbar sind, und sich mehren, wie der Sand am Meer: Außer den Juden, deren Kindersegen notorisch ist, die protestantischen Landpfarrer und Schulmeister, die niedern Beamten, welche immer hoffen, ihre Kinder würden durch die Gnade und Fürsprache des vornehmen Herrn Vetters in der Residenz auch ein Plätzchen zu erhalten wissen, so wie sie selbst eines erbettelten. Hat man keins, so macht man eins; daher die zahllosen Aemtchen, die an und für sich überflüßig, eine Familie nur karg nähren, dennoch aber zur Kinderproduktion verführen, weil alle, die eine fixe Besoldung beziehen, und im Alter ihrer Pension sicher sind, wenig Sorgen für die Zukunft hegen; auf keinen Fall ernstlich daran zu denken gewöhnt werden.

So wie diese, so machen es denn alle leichtsinnigen Subjekte überhaupt, vergeuden ihr Vermögen, und meinen Wunder, was sie dem Staate nützen, wenn sie ein Dutzend hungriger Mägen ihm zur Last übermachen.

Am schlimmsten aber stehts mit den Armen selbst: Man sollte glauben, daß sie am meisten Ursache zur Enthaltsamkeit hätten; aber hier ist es gerade umgekehrt. Wodurch sollen sie sich an das Berechnen gewöhnen? Sie haben nichts, und erwerben nichts, leben von einem Tag zum andern; was ist da viel zu berechnen? Je mehr Kinder sie haben, desto mehr können sie zum Betteln ausschicken, desto größer ist also ihre Einnahme. Mag Gott für die Zukunft sorgen; die Eltern leben mit Nichts, eben so viel hinterlassen sie ihren Erben; kommen jene damit aus, so können es auch diese.

Den Armen ist nicht gut Enthaltsamkeit predigen.

Alles ist dem Armen versagt, gute Nahrung, warme Kleidung, trockenes Obdach; von höhern Genüssen, von Dingen, welche die Phantasie beleben, das Herz erquicken, ist keine Rede; hätte er nur täglich sein trockenes Brod! — Nichts ist ihm geblieben, als harte Arbeit, Entbehrung und Noth; und allenfalls noch die wohlgemeinten Rathschläge der Mäßigkeitsgesellschaften, die es unanständig finden, wenn er im Taumel starker Getränke sein Elend auf ein paar Stunden vergißt. Ei, gebt ihm Champagner, so läßt er den Treberbranntwein sicherlich stehen! Nur Eines hat ihm bis jetzt die Hartherzigkeit seiner Mitmenschen nicht zu entziehen gewußt; das Vergnügen, das Gott keinem Geschöpf, dem geringsten Insekt nicht, versagte, die Freuden der Ehe! Will man ihm auch noch diese rauben? Mag das Elend seiner Kinder auch noch so groß werden, in Gottes Namen, so lange man keine bessern Mittel demselben abzuhelfen weiß, als obige, muß man es geschehen lassen. — Anders wäre es, wenn man aber erst allgemeine Wohlhabenheit verbreitete, so daß der jetzt Arme auch noch andere Vergnügen kennen lernte und genießen könnte, dann hienge er von selbst nicht mehr so fest an dem ihm jetzt noch einzig übrigen. Sollte demungeachtet irgend eine verständige Bevormundung, um den Leichtsinnigen in Schranken zu halten, nöthig werden, so wäre ein solcher Zwang nicht so gehässig, weil er dann Alle träfe, weil sie Alle fast gleich reich wären, während heutigen Tages bloß die Armen darunter leiden müßten, er für sie mithin doppelt unangenehm würde. Es ist ein ewig wahrer Satz auf dieser Erde, so lange die Tendenz der Grundeinrichtungen unter den Menschen auf Güterungleichheit hinwirkt, so verschlimmert jede noch so gut gemeinte halbe Maßregel das Uebel ums Doppelte, macht, ohne die Allgewalt des Reichthumes zu brechen, die Armuth um so unerträglicher, während bei umgekehrter Tendenz Alles dazu beiträgt, das nie ganz auszugleichende Mißverhältniß allerdings zwischen diesen beiden Extremen unfühlbar zu machen.

Viel Lebensmittel, gleichmäßigere Vertheilung und nicht viel Kostgänger.

Es ist in Bezug auf Uebervölkerung und deren Hebung vorerst unwesentlich, die Menge der Lebensmittel zu vermehren, denn alsdann vermehrt sich auch die Zahl der Menschen, die Portionen für die Armen fallen dann eben so gering aus, wie vorher, bloß die Zahl der Nothleidenden hat zu-

genommen. Darum aber handelt es sich vor allen Dingen, das, was erzeugt wird, unter Alle gleichmäßiger zu vertheilen. Dann erst wird der Satz richtig: je größer die Summe der erzeugten Gegenstände, und je geringer die Zahl der Theilenden, desto größer wird der Antheil eines Jeden. Durch die progressive Steuer erreichen wir Beides, sowohl die gleichmäßigere Vertheilung der Besitzthümer, als auch die Beschränkung der Kinderproduktion, — eben dadurch, daß durch die gleichmäßigere Vertheilung ein Jeder leicht ein kleines Vermögen erwerben kann; nicht als Almosen, oder durch Beraubung Anderer, sondern bloß und allein, indem durch Beschränkung der Uebermacht der Reichen den Aermern die Bahn des Erwerbs nicht mehr versperrt ist. Arbeiten muß immer noch Jeder, aber er erwirbt dabei ein Vermögen, und genießt die Früchte seiner Anstrengungen. Dieß aber ist's, das um sich zuletzt Alles dreht. Der Arme zeugt Kinder, ohne zu berechnen, wie er sie ernähre, eben weil er nichts zu berechnen hat; der Leichtsinnige, weil er nicht daran gewöhnt ist; der Frömmler, weil er im blinden Vertrauen auf die Vorsehung hienieden gedankenlos in den Tag hinein wirthschaftet. Zum Denken, zur Vorsicht, zur Berechnung Jeden zu bringen, das muß bei allen Staatseinrichtungen eine wesentliche Bedingung sein. Das Beispiel der meisten Kaufleute, der wohlhabenden Bauern, namentlich wo die Grundgüter nicht ins Unendliche theilbar sind, zeigt, daß man seinen Geschlechtstrieb mäßigen kann, ohne auf irgend eine Art gegen Gesetze und Moral zu verstoßen. Noch stärker sieht man dieß am Adel, der aus lauter Eifer, den Glanz seines Hauses unversehrt zu erhalten, schon längst fast ausgestorben wäre, wenn nicht neue Erhebungen aus dem Bürgerstande seine lichten Reihen wieder füllten. Den Beweis dieser Sätze liefern die Geburtstabellen von Paris sehr sprechend. Im zweiten Arrondissement, wo die reichsten Bürger der Stadt wohnen, die Banquiers und Kaufleute, kommt im Durchschnitt nur 1 Kind auf die Ehe. Im zwölften Arrondissement, wo die Lumpensammler ihr Hauptquartier haben, kommen drei auf eine Ehe. Das übrige Paris hält die Mitte. Bekannt ist, daß dort sehr wenig Kinder geboren werden, und der Zuwachs stets von außen kömmt. Es wird wohl Niemanden einfallen, behaupten zu wollen, daß solche Resultate durch Kindermord und ähnliche Mittel erreicht würden. Die Achtung, die dem Privatcharakter oben genannter Klassen in der Regel gezollt wird, ist Bürge, daß keine unnatürlichen Machinationen dabei im Spiel sind. Ich gehe deßhalb auch nicht weiter darauf ein.

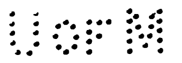
Die nächsten Folgen der Wohlhabenheit.

Es ist mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß, wenn erst Jeder im Besitz eines Vermögens ist, wozu er bei der progressiven Steuer leicht gelangen kann, dieses einzige Faktum an und für sich schon die fernere Uebervölkerung verhindern wird, denn dann berechnet fast Jeder, was gehn und stehn mag; er weiß, wie viel Mühe das Erwerben kostet, er liebt sein mit Sorgen errungenes Kapital, und der Gedanke thut ihm wohl, ein rundes Sümmchen seinen Kindern zu hinterlassen. Ist es ihm unmöglich, so reich zu werden, daß auch eine große Zahl Kinder ein ansehnliches Erbtheil erhielten, so bleibt ihm nichts übrig, als seinen Zeugungseifer zu mäßigen; dann ist die Sache wieder im Gleichgewicht. Ausnahmen werden natürlich allerwärts vorkommen, diese haben aber nichts zu bedeuten; denn gesetzt auch, es käme dadurch die Zahl der Bevölkerung wirklich etwas ins Steigen, so wissen wir ja auch, daß durch die stets sich vermehrenden Entdeckungen in allen Zweigen die Menge der Nahrungsmittel zunimmt. — Allerdings darf man dieß letztere mit in Berechnung bringen — als Nothhülfe gegen Ausnahmsfälle — nie aber soll man, wie z. B. Louis Say thut, hoffen, alle die unter den jetzigen Verhältnissen gedankenlos in den Tag hinein erzeugte Nachkommenschaft damit gehörig und reichlich nähren zu können.

Volksunterricht.

Was nun das ungeschickte Vertrauen auf überirdische Unterstützung behufs der Ernährung seiner Kinder betrifft, so ist dem nicht anders abzuhelfen, als durch vernünftigern Volksunterricht. Man streiche die aus dem Judenthum in unsere heutigen Religionsvorschriften übergegangenen Satzungen weg, so ist wenigstens der Form Genüge geschehen; daß aber nun jeder Mensch eben so schnell den bequemern Weg gedankenloser Frömmelei verlasse, und als verständiger Hausvater seine Angelegenheiten ordne, ist nicht eben so leicht gethan. Elend und geistiger Stumpfsinn sind in der Regel gepaart; was bleibt am Ende dem Unglücklichen auf dieser Erde, als der Trost einer bessern Zukunft Jenseits? Behüte, daß wir im Geringsten solch heiligen Glauben antasten wollten; bloß das wünschen wir, daß die Hoffnung eines bessern Jenseits nicht dazu führe, das Diesseits noch mehr zu verschlimmern, als es ohnehin schon ist. Gedankenlosigkeit hat noch nie zu etwas Gutem geführt; hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen!

Zweckmäßiger unentgeldlicher Jugendunterricht kann allein hier nützlich werden. Ein gebildeter Mann besinnt sich zehnmal, ehe er ohne feste Aussichten



Kinder auf die Welt setzt. Was kümmert sich ein roher Dummkopf am Ende um die Folgen seiner Handlungen? Er ist in Allem gewöhnt, seinen blinden Trieben oder dem Beispiele seiner ebenso ungebildeten Nachbarn zu folgen, er wird am wenigsten in Bezug auf den mächtigsten der Triebe eine Ausnahme machen.

Unentgeldlicher Jugendunterricht ist aber, wohl bemerkt, etwas ganz Anderes, als Erziehung der Kinder auf Staatskosten; dieß letztere ist, wie gesagt, in tausend Rücksichten schädlich, vermehrt bloß die Uebervölkerung und das Elend.

Zwangssparkassen.

Ich gebe indessen gerne zu, daß die Wohlhabenheit an und für sich, die Erinnerung aller Mühe und Sorgen, einen solchen Zustand durch eigene Anstrengung geschaffen zu haben, und selbst ein hoher Grad von Bildung keine durchaus zuverläßigen Bürgen dafür seien, daß alle Eltern gewissenhaft berechnen, ob ihre Kinder einst wohl auch ihr ehrliches Auskommen finden werden. Der Leichtsinn der Welt ist zu groß, die Versuchung zu stark, als daß man *vielleicht*, ohne irgend ein, wenn auch noch so gelindes, Eingreifen der Regierung ausreichen könnte.

Wünschen wir, daß es nicht nöthig sei; aber denken wir bei Zeiten an Mittel, die durchaus sicher wirken; braucht man sie, so sind sie bereit, hat man sie nicht nöthig, desto besser.

Zwangssparkassen, vereint mit den fast überall vorhandenen Wittwen-, Waisen- und Sterbkassen, als Assecuranzen für alle Arten von Vermögen gegen alle Arten von Unglücksfällen — unter strengster Aufsicht der Behörden sowohl, als der Privaten, unantastbar und unabhängig von der obersten Regierung — sind das zweckmäßigste und sicherste Mittel, Uebervölkerung dann zu verhüten, wo die oben auseinander gesetzten nicht zum Ziele führen wollen.

Zwang ist ein Uebel, und zwar kein geringes; ist er nicht zu umgehen, was ich dahin gestellt sein lasse, so muß man jedenfalls Alles aufbieten, um ihn so unschädlich als möglich zu machen. Dieß halte ich für leicht, was wir nachher sehen werden; deßhalb scheint mir auch die ganze Maßregel nicht verwerflich.

Man zwinge jeden Menschen, namentlich aber den, der sich verheirathen will, eine gewisse Summe in die Sparkasse zu hinterlegen; diese Summe bleibt dort als Nothpfennig für unvorhergesehene oder dringende Umstände, der Deponent bezieht die Zinsen. Je größer die Zahl seiner Kinder ist, desto höher steige die zu hinterlegende Summe.

Sterben die Eltern, so werden die Kinder davon erzogen, und erhalten einen Theil oder das Ganze als Brautsteuer oder für die erste Einrichtung ihrer Haushaltung.

Auf diese Art, wie man sieht, kann Niemand leichtsinnig handeln. Er kann nicht ohne Vermögen heirathen, und muß stets berechnen, ob er auch die für seine Kinder zu hinterlegende Summe aufzutreiben weiß. Er muß also demgemäß entweder mehr arbeiten, oder weniger zeugen. Nun kann nie der Fall eintreten, daß wenn der Vater stirbt, ein Dutzend hülflose Waisen übrig bleiben; denn jedes hätte sein Sümmchen in der Sparkasse.

Ihre Anwendung ist leicht.

Es frägt sich aber nun vor allen Dingen, wie erhält man von den Leuten die erforderlichen Summen heraus? Wenn sie gar nichts haben? Antwort: In Folge der progressiven Steuer und der daraus entspringenden Verhältnisse ist jeder gesunde Mensch in den Stand gesetzt, etwas zu verdienen (ist er aber krank und gebrechlich, so wird er vom Staat verpflegt); es ist ihm also nicht schwer, die nöthige Summe nach und nach zu hinterlegen, namentlich, wenn noch vom Vater her ein Restchen auf seinen Namen steht. Eher darf er nicht heirathen. Aus dem jetzt herrschenden Elende darf man keinen Schluß auf Zeiten machen, wo sich für die Armen Alles viel vortheilhafter gestaltet. Jetzt wäre es allerdings sehr Vielen unmöglich, die verlangten Summen in die Sparkasse zu legen, und wollte man es dennoch erzwingen, so wäre es nur, wie die Vorschläge von Malthus, ein Mittel mehr, das Elend der Armen zu vergrößern, ohne für die Zukunft Hülfe zu schaffen; denn vergesse man nur nie den Ursatz, so lange es Ueberreiche gibt, gibt es auch ewig Arme, Unterdrückte, Elende; aus der Uebermacht der Einen folgt nothwendig die Ohnmacht der Andern; selbst wenn die letzteren an und für sich ein ziemliches Vermögen hätten. Es ist gerade, als wenn unter einem Volke von Zwergen einige Dutzend Riesen lebten, jene werden immer von der Gnade dieser abhängen, sie mögen sich stellen, wie sie wollen.

Aber die unehelichen Kinder?

Wenn das Heirathen allen denen verboten wird, die keine bestimmten Aussichten haben, ihre Kinder zu nähren, so wird man einwenden, daß nun um so mehr uneheliche Kinder entstehen. Dieß ist aber irrig; das Verhältniß der außer der Ehe gebornen Kinder gegen die ehelichen ist und war in allen Ländern und Zeiten so gering, daß dadurch kein großer Schaden entstehen kann.

Selten bekommt ein Mädchen auf diese Art mehr als Ein Kind; die Folgen eines Fehltritts sind in der Regel im Stande, ihm die Augen zu öffnen, so daß es sich vor einem zweiten Male hütet.

Ein einziges uneheliches Kind vermehrt aber die Bevölkerung nicht, denn es kommt an die Stelle seiner Mutter, gerade wie bei der Ehe zwei Kinder den Platz einnehmen werden, den einst ihre Eltern inne hatten.

Bei andern socialen Verhältnissen ist es auch der Mutter allein möglich, die nöthige Summe für das Kind aufzutreiben.

Arbeitshäuser.

Durchaus liederliche Personen, gleichviel ob Männer oder Weiber, verehelicht oder nicht, die statt zu arbeiten, bloß dem süßen Geschäft der Kinderproduktion obliegen, schicke man in Arbeitshäuser, wo sie an andere Lebensart sich gewöhnen mögen.

Ist aber Krankheit die Ursache ihrer Armuth, so gehören sie in die Spitäler, wo natürlich eben so wenig die ehelichen Pflichten geübt werden.

Wenn die Arbeitshäuser den bezeichneten Erfolg aber auch wirklich haben sollen, so müssen sie freilich etwas anders organisirt sein, als gewöhnlich. Daß die jetzigen Zuchthäuser die Gefangenen vollends verderben, ist eine anerkannte Sache; dem abzuhelfen, ist man an vielen Orten auf ein anderes System verfallen, das man den amerikanischen Quäkern abgemerkt hat; das Pönitentiarsystem. Leider ist dieß aber im Erfolg eben so fruchtlos, wie die gewöhnlichen Einrichtungen, in der Theorie aber viel alberner und in der Anwendung eine Wiedererweckung der spanischen Inquisition; eine nothwendige Folge, wenn statt aufgeklärter Humanität läppische Frömmelei den Ton angibt. In einem spätern Hefte werden wir uns erlauben, humanere Ideen hierüber zu veröffentlichen, von denen wir zugleich einen sichern Erfolg erwarten.

Unsittlichkeit.

Um nun wieder auf das Verbieten der leichtsinnigen Heirathen zu kommen, so wird man den zweiten Einwurf machen, daß dadurch die Unsittlichkeit befördert würde, weil dann eine Menge Menschen ehelos blieben, natürlich ohne den Freuden des Geschlechtstriebs entsagen zu wollen. Dieß ist allerdings richtig, aber nicht zu ändern; unter zwei Uebeln muß man das Geringere wählen; das Elend, das aus der Uebervölkerung entsteht, der Jammer zu sehen, wie seine

Kinder hülflos zu Grunde gehen, ist doch wohl schrecklicher, als wenn die leichtfertigen Kinder der Welt es mit den Vorschriften der Moralisten nicht ganz genau nehmen, zumal da es andere Mittel genug gibt, ausschweifender Sittenlosigkeit vorzubeugen.

Das Elend der armen Volksklassen ist es, was tausende junger Mädchen zwingt, zu entehrendem Gewerbe ihre Zuflucht zu nehmen; der Hochmuth der Reichen ist's, was diese Unglücklichen zur Gemeinheit herabwürdigt. Gebt den Hungrigen zu essen, und behandelt den Armen mit Achtung, so ist er nicht aus bitterer Noth zu jedem Mittel gezwungen, er wird nicht gemein, wenn er nicht gemein behandelt wird. W e r v o n s e i n e r K i n d h e i t a n d u r c h s e i n e c h r i s t l i c h e M i t w e l t i n d e n K o t h g e t r e t e n w i r d, v o n d e m k a n n m a n w a h r h a f t i g n i c h t v e r l a n g e n, d a ß e r e d l e G e s i n n u n g e n b e w a h r e.

Darum dächten wir, da es denn doch einmal rein unmöglich ist, Jedem zur Ehe zu verhelfen, der Geschlechtstrieb sich aber nicht unterdrücken läßt, jeder Versuch dazu nur zu unnatürlichen Lastern führt, man ahme den Indiern nach, lasse das nutzlose Schimpfen über Unsittlichkeit bleiben, sorge aber für allgemeine Wohlhabenheit und gute Erziehung, so fallen die beiden Grundursachen der Sittenlosigkeit, das Elend und die gemeine Denkungsart, von selbst weg, so daß dann das, was von der Sache noch übrig bleibt, und nicht zu ändern ist, wenigstens nicht mehr in so schändlichem Gewand einhergeht, wie heutzutag.

A l d e r m ä n n e r g e r i c h t e.

Wir haben nun zum Schluß noch ein Wort über die Art zu sagen, wie die in die Sparkasse zu deponirenden Summen beigetrieben werden können. Die Hauptsache hiebei ist, N i e m a n d e n o f f e n e G e w a l t a n z u t h u n, wenigstens sie so lange zu vermeiden, als nur immer möglich ist, damit nicht Noth, Verbrechen, Kindermord die Folgen davon würden. Dieß läßt sich wohl nicht anders bewirken, als daß in jeder Gemeinde achtbare Leute gewählt und als Obervormundschaft bestellt werden, welche sodann alle im Einzelnen bei der Anwendung entstehenden Fragen nach Recht und Billigkeit entscheiden, so daß einerseits dem Gesetze Genüge geschähe, und die nöthige Summe allmählig in die Sparkasse käme, andererseits der zum Bezahlen Verpflichtete mit möglichster Schonung behandelt werde. Diesem Collegium könnte man dann ferner Alles füglich übertragen, was heutzutag unter der Rubrik Obervormundschaft den Verwaltungsbeamten zugetheilt ist, z. B. Ernennung der Vormünder für Waisen, Wahnsinnige, Verschwender u. s. w., allgemeine Bestimmungen über deren Vermögensverwaltung, Zustimmung zu allen

wichtigen Handlungen des Vormunds, zu Erbtheilungen, wenn Minderjährige dabei sind, dann bei Ehescheidungen Acht zu haben, daß für die Kinder und den unschuldigen Theil gehörig Sorge getragen wird; ferner Almosenvertheilung unter die von dem Collegium für dürftig erklärten u. dgl. Man könnte ferner noch einen Schritt weiter gehn, und vor diesem Areopag oder Aldermännergericht, wie man es nennen könnte, die feierliche Abschließung der Ehen und anderer wichtiger Verträge vornehmen; denn daß die Geistlichen wegen der ewigen Religionsscrupel und Zänkereien nicht dazu passen, ist längst anerkannt; vor den Verwaltungsbehörden, wie in Frankreich vor dem Maire, aber hat die Handlung nichts Feierliches, weßhalb auch dort alle frommen Seelen gleich von letzterm weg noch zu dem Priester gehn, um sich einsegnen zu lassen. Das Aldermännergericht, als Versammlung der achtbarsten alten Männer der ganzen Gemeinde oder Gegend würde allen Bedürfnissen entsprechen, und, da das Geschäft ein Ehrenamt, und nur alle acht Tage allenfalls öffentliche Sitzung wäre, keine Kosten für die Staatskasse verursachen.

Die gewöhnlichen laufenden Geschäfte blieben den Waisenaufsehern und Vormündern überlassen; die nöthigen Anträge würden von den Verwaltungs- oder Polizeibehörden, Staatsanwälten gemacht, so daß die Aldermänner bloß als Richter oder Geschworne zu entscheiden hätten, dann wäre ihr Amt für sie keine Last. Mit der Vollziehung ihrer Beschlüsse würden natürlich ebenfalls die gewöhnlichen Polizeibeamten beauftragt, die Summen, welche in die Sparkassen hinterlegt werden müßten, wären für jeden Fall besonders vom Gesetz bestimmt; ihre Anordnungen hätten sich also bloß darauf zu beschränken, wie die Abschlagszahlungen am leichtesten von dem Pflichtigen eingefordert werden könnten, ohne ihm wehe zu thun, und dergleichen vorsorgliche Geschäfte mehr.

Daß zu allem diesem unsere Verwaltungsbeamten nicht passen, ist eine ausgemachte Sache. Sie haben tausend andere Dinge zu thun, so daß die Besorgung der Obervormundschaft heutzutag eine leere Form ist; der Beamte setzt seinen Namen und sein Siegel unter die ihm vorgelegten Akte, und hat weder Zeit, noch Lust, noch Gelegenheit, die Zweckmäßigkeit der ihm von den Unterbeamten oder einzelnen Vormündern vorgeschlagenen Maßregeln zu prüfen. Dazu passen nur alte Leute, Familienväter, Freunde oder Bekannte der verstorbenen Eltern, die an den Kindern warmen Antheil nehmen, sie aufwachsen sahen, alle ihre Verhältnisse kennen, mit der Gegend und dem Leben und Treiben darin vertraut sind, selbst Alles erfahren haben, und nun in ihrem Alter von ihrem mit Sorgen errungenen Vermögen leben. Diese sind Freunde der Sparsamkeit. Niemanden

kann man die Sorge gegen alle Arten von leichtsinnigen Handlungen eher übertragen, als ihnen. Man hat thörichter Weise das Alter an Posten gestellt, wo es durchaus nicht hin gehört, z. B. an das Commando einer Armee; oder an eine Verwaltungsstelle, wozu besondere Thätigkeit gehört, oder gar um eine Revolution zu dirigiren. Hierhin gehört die Jugend, die Feuer und Leben hat; aber um die vorhandenen Güter der Erde zu bewahren, um der Uebervölkerung vorzubeugen, dazu nehme man jene, denn sie sind Knicker sammt und sonders, und das ist hier nöthig.

Zu weit können sie nicht gehen, denn die beizutreibenden Summen sind gesetzlich bestimmt, und hat man erst diese entrichtet, so ist man ihrer fernern Obhut ledig. Die Größe der Summe hienge natürlich von der Theurung oder Wohlfeilheit der Gegend und dem landesüblichen Zinsfuß ab; dürfte aber nicht stärker sein, als daß man zur Noth von den Zinsen leben könnte, so daß man nicht gerade verhungerte, sonst würde das hinterlegte Geld für die Sparkasse zu viel, und sie wüßte es nimmer verzinslich unterzubringen.

Schluß.

Es ist gewiß eine billige und natürliche Vorsichtsmaßregel, von jedem Menschen zu verlangen, daß er für unvorgesehene Zufälle, die namentlich seine Kinder einst treffen könnten, ein kleines Kapital zurücklege; und daß man ihn nöthigenfalls dazu zwinge, ist gewiß nichts Entsetzliches; dieß erfordert schon das Wohl aller Uebrigen, welche sonst durch Uebervölkerung in Noth gerathen. Nur dann bleibt Bevölkerung und Lebensmittel im Gleichgewicht, und nur dann würde das Elend enden, aber immer vorausgesetzt, daß zugleich die Uebermacht des Reichthums gebrochen, der Luxus eingedämmt, und jedes Hemmniß der Industrie entfernt würde!